Moderne Klassiker.

Deutsche
Literaturgeschichte der neueren Zeit
in
Biographien, Kritiken und Proben.

Sechsundzwanzigster Band.

Cassel,
Ernst Balde.
1854.

Johann Wolfgang Goethe.

Eine Biographie

von

W. Neumann.

Zweiter Theil.

Begnüge Dich, aus einem kleinen Staate,
Der Dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt
Wie von dem Ufer ruhig zuzusehen.
Tasso.

Suchst Du das Höchste, das Größte? Die Pflanze
kann es Dich lehren,
Was sie willenlos ist, sei du es wollend, das ist's.
Xenion.

Cassel,
Ernst Balde.
1854.

Johann Wolfgang Goethe.

IV. Periode der klassischen Kunstpoesie.

(1780—1805.)

Achtundvierzigstes Kapitel.

Die Schweizerreise war, obwohl sie in die Wintermonate fiel, vom günstigsten Wetter begleitet gewesen. „Man muß gestehen," sagt Wieland, „daß Goethe das wahre enfant gâté der Natur und aller Schicksals-, Glücks- und Zufallsgötter ist..... Alle Elemente und Wetter machenden Götter und alle übrigen, die das große Kartenspiel des Zufalls mischen, sind freundlich und gutlaunig gewesen, und haben vom Anfange bis zu Ende lauter gute Karten gegeben." Mehr aber noch als über dieses Glück, erstaunte man in Weimar über die Veränderung, welche die Reise an den Reisenden selbst bewirkt hatte. Der Herzog brachte nicht blos einen „Schwedenkopf" mit nach Hause (d. h. kurz geschnittene Haare), sondern er schien sich auch

von der bisherigen genialen Liederlichkeit lossagen und mit größerem Ernste dem sogenannten Regentenberufe widmen zu wollen. Auch bei unserm Dichter zeigte sich die Veränderung nicht blos darin, daß er die burschikose Genietracht ablegte, und in gestickter Weste und Staatskleidern erschien, sondern daß auch er mehr Ernst und Besonnenheit in seine Haltung legte. Wir begegnen in seinem Tagebuch der Bemerkung: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und Andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." Welchen Stachel die liederliche Genialität bei einzelnen Personen, z. B. bei der Herzogin Louise, zurückgelassen haben mag, lesen wir zwischen den Zeilen eines Briefs des Herzogs: „Meine Frau habe ich ziemlich wohl getroffen; nur ist ihre ohnedies nicht sehr leichte Natur durch den gänzlichen Mangel an Abwechselung etwas niedergeschlagen, und da wie bekannt ein den Prinzessinnen ganz versagtes Ding das Losarbeiten ist, so ist die Ermunterung bei uns etwas Unmögliches." Es war also hohe Zeit, daß auf die Bahn der Solidität eingelenkt wurde. Selbst die Herzogin Amalie, die doch selbst an den

Exzentrizitäten Antheil genommen, freute sich der Aenderung und fügte besorgt hinzu: „Gott gebe, daß die weimarische Atmosphäre nichts wieder verdirbt.“ Auch gegen seine Umgebung wurde Goethe milder; welchen Eindruck er früher selbst auf seine Freunde gemacht hatte, geht aus einem Briefe Knebels an Lavater hervor: „Etwas wehe thut es mir, daß Sie Goethe verkennen. Was soll ich sagen? Ich weiß es wohl, er ist nicht allezeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten, ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammen genommen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte..... Verkannt muß er werden, und er selbst scheint darin zu existiren; die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam als Einer von uns; aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwäche nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken, oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie nicht berühre.“ Goethe mußte sich der Unliebenswürdigkeit seines Wesens wohl bewußt gewesen sein; denn schon von Zürich aus hatte er an Knebel geschrieben: „Ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet, und wie

ich Gott bitte, daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir an einander haben, daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig in's höllische Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen, und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment an's Herz legen! Hebe diesen Brief auf, ich bitte Dich, und wenn ich unhold werde, zeig' ihn mir vor, daß ich in mich kehre."

Die Ausflüge und Festlichkeiten hörten zwar nicht gänzlich auf, konnten jedoch den festen Entschluß Goethe's, sich einer ernsten Amtsthätigkeit zu widmen, nicht beirren. Sobald er von einer Grippe, die er von der Reise mitgebracht, genesen war, machte er sich eifrig an die „leidige" Kriegskommissionsrepositur. „Hab' ich doch das", schrieb er im Mai 1780 in sein Tagebuch, „in anderthalb Jahren nicht können zu Stand bringen; es wird doch! Und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten. Freilich es ist des Zeugs zu viel, und der Gehilfen wenig." Unter der Mitwirkung des tüchtigen Landkommissarius Bälly arbeitete er an der Verbesserung der Kammergüter; namentlich ließ er in einigen gegen Franken hin gelegenen Aemtern so regelmäßige Abzugsgräben

und Wässerungen einrichten, daß die benachbarten würzburgischen Unterthanen sie nachahmten. Um die einzelnen Lebensvorfälle des Jahres 1780 zusammen zu nehmen, berichten wir hier, daß er im April mit dem Herzog nach Leipzig reiste, mehrmals nach Gotha ritt, um Materialien zu einem historischen Werke zu holen, oft durch Feuersbrünste in Anspruch genommen war, und im September seine gewöhnliche Tour in's Oberland machte. Dazu kamen mineralogische und botanische Streifzüge, Naturstudien und poetische Arbeiten, Hoffestlichkeiten und Besuche von interessanten Fremden, so daß er sich in einer ungemeinen Vielgeschäftigkeit bewegte, von der uns seine Tagebuchnotizen vom 26. Mai bis 26. August ein Bild geben: Theaterproben, Reisen nach Gotha, mineralogische Beschäftigungen, Dekorationsmalerei, Wirthschaftseinrichtung des Prinzen Konstantin, Feuerspritzenprobe, des Herzogs Vorbereitung und Aufnahme in die Freimaurerloge, physikalische Versuche zu Ellersburg, an verschiedenen Tagen wiederholtes Diktiren an den Vögeln und deren Aufführung, Feuersbrünste in Großbrembach, in Stadt Ilm, in Apolda, in Lobeda, Fahrten zum Bergsturz bei Kahla, herrschaftlichen Besuch und Diner in Jena, Lust und Leben in Ellersburg, Aufführung von Jery und Bätely, Besuch von benachbarten Herrschaften, von Fremden, als Leisewitz,

Schröder und Gotter u. s. w. Goethe selbst wurde im Juni ebenfalls in die Freimaurerloge aufgenommen. Im Mai schrieb er an Lavater: „In weltlichen Dingen erwerb' ich täglich mehr Gewandtheit, und vom Geiste fallen mir täglich Schuppen und Uebel, daß ich denke, er müßte zuletzt ganz nackend dastehen; und doch bleiben ihm noch Hüllen genug.“ Und im August: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.“ Der durch Gerüchte über seinen Gesundheitszustand und seine ganze Lage in Weimar beunruhigten Mutter schrieb er: „Was meine Lage betrifft, so hat sie unerachtet großer Beschwernisse auch sehr viel Er-

wünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Sie erinnern Sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierherging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte, und mein Muth lebhafter wurde, so finde ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden." Und weiter: „Glauben Sie mir, daß ein großer Theil des guten Muths, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen frei-

willig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wieder zu finden." Nur dadurch allerdings, daß Goethe sich in die regste Vielthätigkeit warf, konnte er dem Schicksal der meisten Stürmer und Dränger entgehen, dem Schicksal, von der Leidenschaft aufgezehrt zu werden.

Um die guten Eindrücke der Schweizerreise in des Herzogs Seele zu fixiren, entschloß Goethe sich zur Ausarbeitung einer Biographie des aus dem dreißigjährigen Krieg bekannten Herzogs Bernhard von Weimar. Er beschäftigte sich mit dem Plan und den Vorarbeiten jedoch nur vom März bis zum Juni 1780, weil er nach Durchsicht vieler Dokumente und Kollektaneen fand, daß das Leben des Soldaten sich nicht als einzelnes biographisches Gemälde aus der Geschichte seiner Zeit mit Vortheil absondern lasse, und auch weil andere Pläne von größerem poetischen Reiz sich in den Vordergrund drängten. Doch kam die Anregung des historischen Sinnes dem Egmont zu gut, zu welchem er im Jahre 1781 zurückkehrte.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Gleich nach der Rückkehr von der Reise arbeitete Goethe nach einzelnen im Moment beschriebenen Blättchen und Briefen eine Beschreibung derselben aus, die er schon Anfangs April im Zirkel der alten Herzogin vorlas, und von der Wieland urtheilte: „Das Ding ist eins von seinen meisterhaftesten Produktionen, und mit dem ihm eigenen großen Sinne geschrieben. Das Besondere aber, was ihn auch hier wie fast in allen Werken von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß das Ich überall durchschimmert, wiewohl ohne alle Jaktanz und mit unendlicher Feinheit. Des Herzogs wird darin, wenigstens in der Skizze, die uns Goethe las, selten, und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber diese Züge sind so

charakteristisch, und zeichnen einen so edeln und fürstlichen Menschensohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr schmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas mit Trompeten und Pauken." In diesem Lob macht uns Wieland auf einen Zug aufmerksam, der in der Folge immer stärker bei Goethe hervortritt, nämlich auf dessen oft bis zur widerlichsten Schmeichelei gehenden unbedingten Respekt vor allen, auch dem kleinsten „Großen der Erde." Die Gestalt, in der wir die Schweizerreise jetzt besitzen, ist wahrscheinlich eine Umarbeitung der ersten Skizze.

Göthe's Kunstinteresse entfaltete sich auch in dem Jahr 1780. Eine besondere Theilnahme widmete er der seit Kurzem unter der Leitung des Malers Kraus stehenden Zeichnungsakademie; auch übte er sich selbst fortwährend im Zeichnen, namentlich im Kopiren von Kupferstichen, in den er, was mit seinen später zu besprechenden anatomischen Beschäftigungen zusammenhing, die menschliche Gestalt studiren konnte. Für Charlotte Stein fertigte er Porzellanmalereien an, und mit Oeser, der zweimal zum Besuch in Weimar war, wurden die Grundsätze der Dekorationsmalerei durchgesprochen. Für Lavater endlich vervollständigte er eine Sammlung von Albrecht Dürer, dessen Arbeiten er dabei studirte, und vor dem er alle Tage mehr Respekt zu bekommen gesteht, wie

er auch des Herzogs Liebhaberei förderte, werthvolle Handzeichnungen und Kupferstiche zu sammeln, wobei außer den Niederländern auch Deutsche und Italiener Beachtung fanden, und er sich in die Geschichte der Kunst und in die Richtung der einzelnen Malerschulen einarbeitete. „Ach Gott", rief er bei'm Anblick der schönen Caracche Rafaels aus, „daß man so lange leben muß, eh' man so was sieht und sehen lernt!" Bei seinen eigenen Arbeiten fand er, daß er sich vergebliche Mühe gebe, vom Detail in's Ganze zu lernen: „Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen in's Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zusammengeschleppt habe, und immer mich vergebens zu wärmen suche, wenn auch schon Kohlen darunter liegen, und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in Einem Wink über's Ganze zusammen." Auch die Musik ging nicht leer aus; über sie hatte er mit einem Jugendfreunde, dem Musiker Kayser, der sich im Winter von 1780 in Weimar aufhielt, und den er zu seiner Ausbildung in Wien gemeinschaftlich mit Mitteln ausstattete (wie er auch dem Maler Tischbein vom Herzog von Gotha ein Reisestipendium erwirkt hatte), belehrende Gespräche. Man machte Versuche, große Musikstücke, z. B. Händels Messias, aufzu-

führen, wobei er „neue Ideen von Deklamation" gewann.

Ueberhaupt blieb er dem Theater mit der alten Neigung zugethan: „Das Theatralische ist noch eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künstlerfreude habe." Im Frühjahr (1780) gingen seine Iphigenia und Jery und Bätely über die Breter. Das durch die Erstere veranlaßte Studium des Euripides hatte ihn zu dem griechischen Drama überhaupt, und so auch zu den Komödieen des Aristophanes geführt, dessen „Vögel" er im Mai und den folgenden Monaten in einigen Sonntagsstunden frei und mit Beziehung auf moderne Verhältnisse zu bearbeiten anfing, ohne daß die versprochene Fortsetzung je zu Stande gekommen wäre. Statt der in's Land der Vögel ziehenden beiden Athenienser des Aristophanes stellt Goethe zwei mit ihrer Existenz unzufriedene Literaten, Hoffegut und Treufreund, dar, welche, nachdem sie bei Schuhu, dem großen Kritikus, der mit Allem unzufrieden ist und mit allen Unzufriedenen in Korrespondenz steht, ihren Zweck, ein arbeitsloses und flottes Leben zu führen, nicht erreichen konnten, ebenfalls zu den Vögeln gerathen, die sie mit politisch-socialen Lockspeisen zu kirren suchen. Ueberhaupt ist das Bruchstück von Ideen getragen, die an die späteren revolutionären Ansichten über

Recht und Eigenthum erinnern, und also, obwohl schon in der Dichtung des Aristophanes begründet, eine Geburt der eben erst verklingenden Sturm- und Drangperiode Goethe's sind. Das Stück wurde mit dem beschwichtigenden, von Korona Schröter gesprochenen Prolog am 18. August in Ellersburg aufgeführt, und machte nach Wieland einen „gar possirlichen Effekt". „Außer der mächtigen Freude", fügt Wieland bei, „die der Herzog und die Herzogin Mutter an diesem Schwank gehabt haben, ist's auch für Goethe's Freunde tröstlich, zu sehen, daß er mitten unter den unzähligen Plagereien seiner Ministerschaft noch so viele gute Laune im Salz hat." Eine andere humoristische Dichtung, „Das Neueste von Plunderweilern", wurde auf Weihnachten fertig, wie denn überhaupt der Winter von 1780 auf 1781 mit seinen zum Theil auch durch zahlreiche fürstliche Besuche vermehrten Lustbarkeiten unsern Dichter wieder nöthigte, „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit zu schmücken": „Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Noth. Ich traktire diese Sachen als Künstler, und so gehts noch." Das „Neueste aus Plunderweilern", ein Gedicht zu einer Reihe von vom Hofmaler Kraus gemalten satyrischen Bildern, welches, vom Marktschreier von Plunderweilern vorgetragen, die Letzteren erklärt,

persifflirt die Literatur der Sturm- und Drangperiode, und verschont Goethe's Produkte selbst nicht im Mindesten. Außerdem rief der Winter eine Reihe von Gedichten hervor, die unter dem Titel „Maskenzüge" in Goethe's Werken stehen, weil sie bei den Hoffesten dramatisch durch Maskengesellschaften dargestellt wurden. In einem der Aufzüge, dem des Winters, war dem Dichter die Geliebte (Charlotte Stein) in der Maske der Nacht zur Seite.

Ueber diesen Winter führt Goethe mancherlei Klage. Am 20. Februar 1781 schrieb er an Merck: „Mein Winter ist in mancher Unruhe verlebt worden. Kaum drei Wochen hinter einander ohne irgend einen fürstlichen Besuch, welches mir zwar viel Ehre immer brachte, doch aber immer so viel Muse, Zeit und endlich gute Laune nahm, daß ich fast nicht weiß, ob ich gewann oder verlor." Und an Lavater schrieb er um dieselbe Zeit: „Ich bin zeither krank, meist ohne es zu sagen, daß Niemand frage, und der Kredit aufrecht bleibe. Ich halt' es oft mit den Zähnen, wenn die Hände versagen." Und weiter: „Ich lade fast zu viel auf mich, und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der d'rein versetzt ist, sich ganz widmen; und ich möchte doch so viel Anders auch nicht fallen lassen." Erst das Frühjahr 1781 brachte wieder Ruhe und damit auch Lebenslust. „Die

nächsten Wochen des Frühlings", heißt es in einem Briefe an Lavater vom 9. April, „sind mir sehr gesegnet; jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe. Die stille, reine, immer wiederkehrende, leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Noth, ihre moralischen, noch mehr physischen Uebel. Zu seinem Geburtstag (28. August) veranstaltete die alte Herzogin in Tiefurt ein komisches Pantomimenspiel „Minervens Geburt, Leben und Thaten", welches mit einer Verherrlichung seines Genius schloß, wogegen Goethe sie nicht lange darauf mit einem ähnlichen Stück, „Das Urtheil des Midas", überraschte. Der Winter von 1781 auf 1782 brachte nach einem verhältnißmäßig ungestörten Sommer wieder neue Lustbarkeiten, deren wir aber in einem spätern Kapitel gedenken müssen.

Funfzigstes Kapitel.

Indem unser Dichter „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit schmückte“, ließ er sich jedoch keineswegs von einer ernstern poetischen Thätigkeit abhalten. Schon im März 1780 trug er sich mit der Idee des Torquato Tasso, und begann im October die Ausarbeitung der ersten Szenen so eifrig, daß er in wenigen Wochen mit dem Drama bis zum zweiten Akt vorrückte, obwohl dieser vieler Unterbrechungen halber erst im Herbst 1781 fertig wurde. Da das Stück später überdies umgedichtet wurde, so kommen wir darauf zurück, und bemerken hier nur im Vorbeigehen, daß die zwei ersten Akte ganz innig mit dem Seelenleben des Dichters zur Zeit ihrer Entstehung verwebt sind. Nicht nur schildern sie die unangenehme Stellung eines Dichters am Hofe, sondern auch und hauptsächlich verleihen sie dem Verhältnisse zur Frau von

Stein den poetischen Ausdruck, sind, wie Schäfer bemerkt, „ein Dankopfer auf dem Altar der Liebe". Diese Liebe war jetzt über die Jahre des Noviziats hinausgekommen; und „seine liebe Lotte" verweigerte dem Dichter selbst das „Du" nicht, der ihr schrieb: „Deine Liebe ist das schöne Licht all' meiner Tage, Dein Beifall ist mein bester Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von Außen recht schätze, so ist's um Deinetwillen." — Auch der Roman Wilhelm Meister wurde in den beiden Jahren fortgesetzt, kam aber nicht über das zweite Buch hinaus. Zwei Figuren dieses Romans, der Graf und die Gräfin, fanden ihr Urbild in dem gräflichen Paare Werther zum Neunheiligen, bei welchem Goethe mit dem Herzog im März 1781 einige Zeit zubrachte. — Zu den ernsten Produkten des Jahres 1781 gehört ferner „Ein Gespräch über die deutsche Literatur", welches Goethe am 6. Januar diktirte. Es ward veranlaßt durch die Schrift des Königs von Preußen, „de la littérature allemande", welche die Deutschen durch ihr wegwerfendes Urtheil kränkte. Auch Goethe war in der Schrift des Königs, besonders in den früher angeführten Worten über den Götz, hart mitgenommen. Sein Gespräch kennen wir nur durch Merck; nach einem Brief an Mösers Tochter mag er jedoch den königlichen Schriftsteller nicht nach Verdienst be-

urtheilt haben. In dem Briefe heißt es nämlich: „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit eisernem Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranterer Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme." Wie ein Mann von Selbstgefühl auch bei der abgöttischsten Verehrung der „irdischen Größen" sich so wegwerfen und einem Kritiker gegenüber sich als ungezogenen Knaben bekennen mag, bloß weil dieser Kritiker ein König ist, das ist kaum begreiflich; aber es bestätigt sich auch hier die Bemerkung, der wir noch mehr als ein Mal begegnen werden, daß Goethe in seiner Prosa Alles zurücknimmt, was seine Poesie errungen hat, so daß es nicht in Verwunderung setzen darf, daß derselbe Mensch, der sich kurz vorher in prometheischer Hoheit gegen die Zeuße aller Religionen empört, nun vor einem irdischen Gott im Staube kriecht. Es ist eine niederschlagende Wahrheit, aber es ist Wahrheit, daß der größte Dichter der Deutschen, was den politischen Charakter betrifft, noch tief unter dem gewöhnlichsten Spießbürger steht. Das Gespräch über die deutsche Literatur setzte Goethe nicht, wie er zu-

gesagt hatte, fort, weil inzwischen Möser in seinem „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur" die Ehre der Letzteren weit besser rettete, als Goethe bei seiner politischen Charakerlosigkeit einem König gegenüber je im Stande gewesen wäre. Dieser erkennt das Uebergewicht Möser's in diesem Punkte vielmehr in einem Briefe an dessen Tochter ausdrücklich an: „Ich unterschreibe es besonders sehr gern, wenn Ihr Herr Vater meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch auf das Jahrzehnt, um nicht zu sagen, Jahrhundert unserer Literatur."

Auch die lyrische Muse winkte Goethe in der Periode, über welche sich dieses Kapitel erstreckt, freundlich; namentlich kam eine Reihe von anakreontischen Liedern zu Stande, wie „An die Zikade" (nur Uebersetzung aus Anakreon), „Die Nektartropfen", „Der Becher", „Liebebedürfniß", „Nachtgedanken" u. s. w. Einige dieser Gedichte waren ursprünglich in das „Tiefurter Journal" eingeschrieben, ein handschriftliches Wochenblatt, das die alte Herzogin auf ihrem Sommersitze Tiefurt im August 1781 gestiftet hatte, und das sich aus anonymen Beiträgen der Mitglieder ihres Kreises, Gedichten, Räthseln, Anekdoten u. s. w. nach und nach zusammensetzte.

Einundfunfzigstes Kapitel.

Mit dem Jahre 1780 begann Goethe auch seine naturwissenschaftlichen Studien, denen er auch in der Folge und keineswegs zum Vortheil seiner poetischen Produktivität so viele Zeit widmete, ohne im Grunde mehr als Dilettant werden zu können. Wie er sich früher einer pantheistisch-mystischen Naturbetrachtung hingegeben hatte, haben wir gesehen; jetzt studirte er Buffon's „Epoques de la nature“ (Epochen der Natur), welche ebenfalls die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehöriges, in wechselseitigen Beziehungen sich begegnendes Ganzes auffassen. „Ich acquiescire dabei“, schrieb er am 7. April 1780 an Merck, „und leide nicht, daß Jemand sagt, es sei eine Hypothese oder ein Roman. Es ist leichter, das

zu sagen, als es ihm in die Zähne zu beweisen. Es soll mir Keiner Etwas gegen ihn sagen, als der ein größeres und zusammenhängenderes Ganzes machen kann. Wenigstens scheint mir das Buch weniger Hypothese als das erste Kapitel Moses zu sein." Wahrscheinlich dieses Werk regte die Idee eines Romans „Ueber das Weltall" an, mit der er sich beschäftigte, die aber nicht ausgeführt wurde. Auch Reisebeschreibungen las er fleißig, namentlich Saussures Alpenreise. Speziell aber gab er sich „mit einer völligen Leidenschaft" mineralogischen Forschungen hin, zu welchen ihn schon sein Interesse für den Ilmenauer Bergbau führte. Einen jungen Mann, der auf der Freiberger Bergakademie studirt hatte, ließ er ein halbes Jahr lang das Ländchen durchziehen, um seine mineralogischen Sammlungen zu vervollständigen und die Materialien zu einer mineralogischen Beschreibung des Landes zusammen zu bringen. Auch machte er selbst zu gleichem Zweck Exkursionen, die er auf die angränzenden Gebiete, das Würzburgische, Fuldaische, Hessische, Chursächsische u. s. w. erstreckte. Am 7. September 1780 schreibt er an Merck: „Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen, und in die Tiefen der Erde eingekrochen, und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm

vorarbeiten. Wir haben recht schöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben, und sie in der Wahrheit ausweiten." Bald waren die meisten Stein- und Gebirgsarten der Umgegenden in seinem Besitz; und nun erst vermochte er auch mineralogischen Büchern Etwas abzugewinnen, und studirte dieselben mit Eifer. „Durch dieses Alles", schrieb er an Merck, der selbst ein ausgezeichneter Mineralog war, „und durch die Kramereien einiger Vorgänger bin ich im Stande, einen kleinen Aufsatz zu liefern, der gewiß interessant sein soll. Ich habe jetzt die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie Alles aufeinander steht und liegt, ohne Prätension auszuführen, wie es auf einander gekommen ist. Da ich ein Mal nichts aus Büchern lernen kann, so fang ich erst jetzt an, nachdem ich die meilenlangen Blätter dieser Gegenden umgeschlagen habe, auch die Erfahrungen Anderer zu studiren und zu nutzen.... Ich bin überzeugt, daß bei so vielen Versuchen und Hilfsmitteln ein einziger großer Mensch, der mit den Füßen, oder dem Geist die Welt umlaufen könnte, diesen seltsam zusammen gebauten Ball ein für alle Mal erkennen und uns beschreiben könnte." Auch eine poetische Frucht trugen die mineralogischen Ausflüge des Jahres 1781, nämlich die Ode „Meine Göttin", in welcher er die Natur als seine „schöne unver-

welkliche Gattin" besingt, die ihm „mit Himmelsband verbunden" sei.

Ohne die mineralogischen Beschäftigungen aufzugeben, warf er sich im folgenden Jahre (1781) zugleich auf osteologische und anatomische Studien, zu welchen ihn die Physiognomik und die Zeichnungsübungen geleitet hatten. Er bediente sich dabei der Anleitung des Professors Loder zu Jena, wo er sich zu diesem Behuf im Oktober 1781 einige Zeit aufhielt. Am 14. November schrieb er darüber an Merck: „Diesen Winter habe ich mir vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichnenakademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nützen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen, und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen, zu suchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zwei Mal die Woche öffentlich zu reden, und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein Jeder, und macht sie sich zu eigen.

Durch diesen Weg denke ich selbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Formen zuzunehmen." In einem fast gleichlautenden Briefe an Lavater heißt es sodann weiter: „Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Physiognomik und Physiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die ganze Reihe des Vortrages einem Jeden einleuchten zu lassen."

Nach solcher mannigfaltigen Thätigkeit schrieb Goethe am Sylvestertag des Jahres 1781 in sein Tagebuch: „Mehr Ordnung, Bestimmtheit und Konsequenz in Allem. Festhalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause."

Zweiundfunfzigstes Kapitel.

Mit dem Beginn des Jahres 1782 wurde unserem Dichter seine amtliche Wirksamkeit etwas behaglicher, da er die Kriegskommission endlich in Ordnung gebracht hatte. Ueberhaupt hatten die zwei vorhergehenden Jahre den vom Vater ererbten Sinn für Ordnung und Genauigkeit stärker als je hervortreten lassen. Lavater hatte er geschrieben: „Halte künftig meine Briefe hübsch in Ordnung, und laß sie lieber heften, wie ich es mit den Deinigen auch thun werde; denn die Zeit vergeht und das Wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren." In seinem Tagebuch begegnen wir der Bemerkung: „Ich muß den Zirkel, der sich in mir umdreht von guten

und bösen Tagen, näher bemerken: Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, Dies oder Jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, Alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier, ebenso. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß nur noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege". Im Tagebuch predigt er sich Mäßigkeit, warnt sich vor dem englischen Bier, und fügt bei: „Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich!" Auch die Sinnlichkeit gegenüber dem schönen Geschlecht kam in's Verkühlen; nur in die Ritzen, meinte er, dürfe man noch nicht schauen, da brenne es noch. Ergötzlich ist der Stoßseufzer:

Ach, man sparte viel!
Selt'ner wär' verrückt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher sein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen.

„Die menschlichen Gebrechen", fährt das Tagebuch fort, „sind rechte Bandwürmer; man reißt wohl ein Mal ein Stück los, aber der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand, als

wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen, und kann herrschen".

Er überzeugte sich, daß eine mannigfaltige Thätigkeit Bedürfniß seines Lebens sei. „Sind auch Dinge", heißt es im Tagebuch mit Beziehung auf seine amtlichen Geschäfte, „die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig." Oft freilich kamen die Amtspflichten in Konflikt mit seinem Dichterbewußtsein; und unter vielen andern läßt folgende Stelle aus dem kürzlich entstandenen zweiten Buch von Wilhelm Meisters Lehrjahren in sein Inneres blicken: „Wie sehr irrst Du, wenn Du glaubst, daß ein Dichterwerk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf's Köstlichste begabt ist, der einen immer sich selbst vermehrenden Schatz im Busen verwahrt, er muß auch, von Außen ungestört, mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich her-

vorzubringen sucht..... Der Dichter, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?" Manchmal fällt es ihm schon schwer auf's Herz, „daß das Leben so stark vorrücke."

Daher waren ihm die Winterlustbarkeiten noch mehr zuwider als voriges Jahr. Sie waren dies Mal besonders glänzend und rauschend, weil wieder mehrere fürstliche Besuche sich eingestellt hatten. Am 3. Februar schrieb Goethe an Knebel: „Seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen herzlich müde ist..... Ich unterhalte Dich von Nichts als Lust; inwendig sieht's viel anders aus, was Niemand besser als wir andern Leib- und Hofmedici wissen können." Er lieferte wieder die Programme der Redoutenaufzüge und einige Gedichte, und richtete zum Geburtstag der jungen Herzogin ein Kinderballet ein. Doch fiel ihm dies Mal auch der Kontrast der Hoffeste mit dem Elend

des Volks auf; wenigstens schrieb er am 17. April an Knebel: „Ich steige durch alle Stände aufwärts, und sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte; Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen, und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen, und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und so geht's weiter; und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten beigebracht werden kann." Hatte er doch früher schon ein Mal dem Herzoge in der Verkleidung eines Landmannes ein Gedicht überreicht, in welchem folgende Verse vorkommen, die wir zwar jetzt abgeschmackt finden, die aber doch beweisen, daß der elende Zustand des Volkes, Goethe nicht ganz entgangen war:

Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch sein uns angelegen;
Denn wir bäurisch treues Blut
Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt' Euch mehr an uns erfreu'n
Als an Pferden und Stuterei'n.

Ueberdies war Goethe um jene Zeit leidend; ein Brief des Herzogs an Knebel vom 8. Februar sagt, er gehe gelb und bleich umher, und flicke an sich herum.

In den Monaten März und April hatte er „das alberne Geschäft der Rekrutenaushebung" landauf, landab zu besorgen, und vollendete auf einer der Touren das Gedicht, „auf Miedings (des Theatermaschinisten) Tod". Während der Reisen arbeitete er auch an Egmont, und brachte denselben zu einem gewissen Abschluß. Am 20. März schrieb er: „Zum Egmont habe ich Hoffnung, doch wird's langsamer gehen, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schriebe ich es anders, und vielleicht gar nicht. Da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht." An Möser's Tochter sandte er das Stück am 5. Mai mit folgenden Worten: „Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muse gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein könnte. Legen sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein, und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist ebensowohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünschte zu wissen, von welcher Seite er es ansieht." In dieser Zeit der Reisen entstanden auch die ersten jener Epigramme, in welchen

Goethe die griechischen Formen nachzuahmen versuchte, und in welchen er, da es ihm an Muse zu größeren Produktionen gebrach, seine flüchtigen poetischen Gedanken festhielt. Zu diesen Epigrammen, deren mehrere als Inschriften im Weimarer und Tiefurter Park angebracht wurden, gehören „Ferne" — an Lida gerichtet —, „Versuchung" — an Lydia —, „Süße Sorgen", „Einsamkeit", „Erkanntes Glück", „Erwählter Fels" u. s. w. Mit mehreren der im vorletzten Kapitel erwähnten anakreontischen Liedern bilden sie eine Gruppe von Lidaliedern, die vom Hauch eines innigen, aber geheimen Liebesglücks durchweht und wahrscheinlich theilweis auf die interessante Baronin, theilweis auf die schöne Schauspielerin zu beziehen sind, von welcher Letzteren er wohl im „Becher" sagen durfte: „Wenn ich Deinen lieben Leib umfasse."

An die kleinen thüringischen Höfe kam Goethe im Frühjahr 1782 öfter, und ward an denselben ebenso ausgezeichnet empfangen, als er sich mit Geschick in der höfischen Atmosphäre bewegte. Am 12. Mai schrieb er der Geliebten aus Meiningen: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Wichtiges, noch Schweres, indessen, da ich, wie Du weißt, Alles als Uebung behandle, so hat auch dies Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzogen gehabt, die

Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen, und die gnädigen Herren im Audienzgemach. Morgen geh' ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen, will in Hildburghausen mich auch an Hof stellen, und gegen Ende der Woche nach Rudolstadt gehen, da ich ein Mal auf dem Wege bin, und hiermit alle thüringischen Höfe absolvire."

Zu Ende Mai erhielt er die Nachricht von Frankfurt, daß sein Vater am 27. gestorben sei. Der gute Mann muß zuletzt sehr unerträglich gewesen sein; denn in einem Briefe des Herzogs an Merck heißt es: „Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen." Durch den Todesfall erbte der Dichter ein Vermögen, das ihn in den Stand setzte, auf seine Reisen und Sammlungen bedeutendere Summen zu verwenden.

Dreiundfunfzigstes Kapitel.

Am 1. Juni bezog Goethe, obwohl er sich ungern von seiner Gartenwohnung trennte, eine geräumige und prächtige Wohnung in der Stadt, in der er sich mit Hilfe der alten Herzogin, die für einen Theil des Ameublements sorgte, auf großem Fuße einrichtete, während der Garten die Zuflucht seiner Musestunden blieb. Bald darauf wurde er auf den Wunsch des Herzogs von Kaiser Joseph II. in den Adelstand versetzt, und trat, wenn schon nicht förmlich ernannt, an die Stelle des plötzlich entlassenen Kammerpräsidenten von Kalb. In einem herzoglichen Reskript vom 11. Juni heißt es: „Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung

des jedes Mal vorsitzenden geheimen Kammerrathes fort. Ihr zusammen expedirt die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten, so wie zeither geschehen. So viel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelangt, geht unsere Intention dahin, daß da wir unsern geheime-Rath Goethe Gelegenheit, sich mit denen Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen, und uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihn, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Kollegii beiwohnen will, sowie außer denselbigen mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabfolgen, und alle Auskunft geben lassen sollet." Die neue Erhebung des Günstlings erregte mancherlei Achselzucken; Wieland schrieb an Merck: „Der Schlag kam ihm (dem Kalb) so unerwartet als dem Publiko, welches sich noch nicht davon erholen kann. Goethe soll einstweilen, heißt es, die Kammerpräsidentenstelle nur versehen. Man nenne es aber, wie man wolle, so wird er, ohne seine Stelle

im geheimen Konseil aufzugeben, in der Kammer präsidiren ..... Homer war wohl auch a man of genius, nicht wahr? und baut in seiner Odyssee einen Palast oder ein Boot so gut als der beste Architekt oder Schiffszimmermeister. Ob ihm aber die Amphiktyonen darum den Tempelbau zu Delphi oder das Kommando einer Flotte übergeben, oder er, wenn sie es gethan, sich dazu verstanden hätte — was meint der Herr Bruder?" Goethe warf sich jedoch mit Eifer in den neuen Wirkungskreis. An Merck schrieb er: „Es geht mir wie dem Treufreund in meinen Vögeln; mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. Dies Mal muß mir's freilich Ernst und sehr Ernst sein, denn mein Herr Vorgänger hat saubere Arbeit gemacht." Und an Knebel, mit dem er um jene Zeit wohl besonders vertraut war: „Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe, sehe ich, wie nothwendig dieser Schritt war. Als Geschäftsmann hat er (Kalb) sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, und als Mensch abscheulich aufgeführt" (gleichwohl war er mit 1000 Thalern Pension entlassen worden!) ...... „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links."

Mit Ausnahme einiger Sommerlustbarkeiten und eines Besuchs des Prinzen August von Gotha, den Goethe während der Abwesenheit des Herzogs im September zu unterhalten hatte, verfloß indessen der Rest des Jahres 1782 ziemlich ruhig, da besonders die winterlichen Hoffeste wegfielen, weil die junge Herzogin zum ersten Mal schwanger war. Unser Dichter widmete daher seinem bisherigen Lebensgang einen Rückblick und ordnete seine Briefe und Dokumente. Am 21. November schreibt er an Knebel: „Alle Briefe an mich seit 72 und viele Papiere jener Zeiten liegen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden. Ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch' ein Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei; aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein lange durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird. Meine jetzige Stimmung macht diese Operation erträglich und möglich." Im November knüpfte er auch mit Fritz Jacobi, der freudig die dargebotene Hand ergriff, wieder ein freundliches Verhältniß an. Gegen Weihnachten reiste er mit dem Herzog nach Leipzig, wo er sich bis zum 3. Januar aufhielt, und sich dies Mal mit der Stadt „auf eine neue Weise bekannt machte".

Wir haben schon im Eingang dieses Kapitels bemerkt, daß Goethe sich auf großem Fuße einrichtete.

Er trug nun auch dem gesellschaftlichen Leben seinen Tribut ab, und begrub in der Behaglichkeit desselben von nun an vollends, was er an sozialpolitischen Idealen aus seiner Sturm- und Drangperiode noch an den Weimarer Hof mitgebracht haben mochte. Ein Brief an Knebel giebt darüber Aufschluß: „Alle Wochen gebe ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeschlossen ist, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Sozietät auf's Wohlfeilste ..... Und so fange ich an, mir wieder selber zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesäet werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt lasse ich jetzt den Geheimerath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimerath sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane, Vorsätze und Unternehmungen bleibe ich mir geheimnißvoll selbst getreu, und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. D. h. ich ließ die Welt in meinem Ich aufgehen und betheilige mich nur an mir selber.“

Vierundfunfzigstes Kapitel.

Im Jahr 1782 entstanden zunächst eine Reihe von Romanzen und Balladen, die zu den schönsten Blüthen der Goethe'schen Poesie gehören. Als Proben theilen wir die Romanze „Der Sänger" mit, in welche u. A. die Einsprache des Dichters gegen die Belastung mit einem neuen Amte (dem Kammerpräsidium) niedergelegt ist, und die wunderschöne Ballade „Erlkönig", welche das dunkle, geheimnißvolle Naturgefühl versinnlicht, worin der uralte Glaube an Elfen wurzelt.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!

Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt Ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen Euch, hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen.
Die Ritter schauten muthig d'rein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ ihm zum Lohne für sein Spiel
Eine Gold'ne Kette bringen.

Die gold'ne Kette gieb mir nicht;
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den Du hast,
Und laß ihn noch die gold'ne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laßt mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht? —
Siehst, Vater, Du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' nnd Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

„Du liebes Kind, komm' geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und hörest Du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, feiner Knabe, Du mit mir geh'n?
Meine Töchter sollen Dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
Und wiegen und tanzen und singen Dich ein.“ —

Mein Vater, mein Vater, und siehst Du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düsteren Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt,
Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein — Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen Armen das Kind war — todt.

Die Mehrzahl der zu Stande gekommenen Romanzen und Balladen wurde in die ersten Bücher des Wilhelm Meister oder in das Singspiel „die Fischerin“ eingeschaltet. Das Letztere war ein „Wald- und Wasserdrama,“ welches Goethe zur Aufführung in Tiefurt während der Sommerlustbarkeiten gedichtet hatte. An jene Gedichte schließt sich eine Reihe von Hymnen, die noch sämmtlich wie die älteren Oden in freien Rhythmen gedichtet sind, deren Inhalt aber beweist, daß die Sturm- und Drangperiode bereits hinter unserm Dichter

liegt, denn aus ihnen spricht statt des prometheischen Trotzes das demüthigende Gefühl des Bewußtseins der Schranken des Geistes. Wir theilen drei dieser Oden als Proben mit: „Das Göttliche", „Gränzen der Menschheit" und „Ganymed." Als das Göttliche im Menschen wird die Fähigkeit, hilfreich und gut zu sein, das Nützliche und Rechte zu schaffen, erkannt; jenseits der Gränzen der Menschheit existiren allmächtige und ewige Götter; im Ganymed spricht sich die liebevolle Hingebung an die in der Natur waltende Gottheit aus.

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich Dich fassen möcht'
In diesen Arm!
Ach an Deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und Deine Blumen, Dein Gras
Drängen sich an mein Herz,
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!

Ruft d'rein die Nachtigal
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf, hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir
In Eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinem Busen,
Alliebender Vater!

Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sät,
Küß' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.

Hebt er sich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde,
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.
Was unterscheidet
Götter von Menschen?

Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom;
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten,
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den Andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben

Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ew'gen, ehr'nen
Großen Gesetzen,
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet.
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten;
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Auch Wilhelm Meister wurde fortgesetzt, und gedieh im Jahr 1782 bis zum dritten Buch; ebenso ging Goethe an eine Umarbeitung seines Werther, doch nicht zum Vortheil dieses Romans. Daneben hatten auch die naturwissenschaftlichen Studien ihren ununterbrochenen Fortgang. In den größeren Räumen seiner neuen Wohnung hatte er seine Sammlungen um sich ausbreiten können, und war dadurch auf manchen glücklichen Gedanken gerathen. Er ließ die Charpentier'sche mineralogische Karte erweitern, so daß sie vom Harz bis zum Fichtelgebirge, vom Riesengebirge bis an die Rhön reichte. Mit der Freundin pflog er des Abends Erörterungen über geologische Gegenstände; denn in dem Bemühen, Andern seine wissenschaftlichen Resultate zu verdeutlichen, förderte er sich selbst. Er übte sich in der vergleichenden Betrachtung; so schreibt er an Merck: „Ich weiß meine Osteologie auf den Fingern auswendig herzusagen, und bei jedem Thierskelet die Theile nach den Namen, welche man den menschlichen beigelegt hat, sogleich zu finden und zu

vergleichen." Ueber die Ausdehnung seiner Naturstudien schreibt er am 21. November an Knebel: „Die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf, mich der Oekonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgiebt mich wie Bacons großes salomonisches Haus, worüber sich Herder und Nikolai streiten." Wahrscheinlich ist, daß er im Spätjahr auch die Naturgeschichte des Aristoteles studirte.

Fünfundfunfzigstes Kapitel.

Nach der Rückkehr von Leipzig hatte Goethe wieder ruhige Tage in Weimar. Mittlerweile ging „die Hoffnung des Landes" (wie man zu sagen pflegt) in Erfüllung; die junge Herzogin gebar nämlich am 2. Februar 1783 ihr erstes Kind, einen Knaben, einen Erbprinzen. Natürlich war wie herkömmlicher Weise in allen solchen Fällen, „der Jubel des Landes über die Maaßen groß; die Ankunft des Prinzen hat allen Leuten den Kopf verrückt." Die Geburt eines Prinzen ist allerdings ein zu segenbringendes Ereigniß, als daß man die Freude ganzer Städte und Länder darüber nicht sollte begreifen können; in Weimar aber muß sie damals doch etwas exorbitant, etwas übertrieben gewesen sein. Denn wenn der Hofprediger

Herder in seiner Dankpredigt nicht in den Hyperbeln gesprochen hat, mit denen bei solchen Anläßen in der Regel der Servilismus die Stufen des Thrones leckt, so wäre die dunkle Nacht der Geburt des Knäbleins „Licht und Regung" geworden, und hätten sich am frühen Morgen Land und Leute in die „Tempel" gestürzt, um Gott durch Lieder und stille Gebete zu danken. Wie dem auch sei, am Hof scheint das Ereigniß einen beruhigenden Einfluß gehabt zu haben. Goethe schreibt am 3. März an Knebel: „die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder einzelne ist, wie er war; doch das Ganze hat eine andere Richtung, und wenn ich's sagen soll: Er wirkt in seiner Wiege wie der Ballast im Schiffe durch die Schwere und Ruhe." Den Herzog hatten die neuen Vaterpflichten offenbar nachdenklich gemacht; wenigstens schrieb er am 17. Februar an Merck: „Sie haben Recht, daß Sie Sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethe's und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß

wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll; ed egli fu pittore." der Tag der Taufe zwar und im März der Kirchgang der Herzogin wurden mit Festivitäten gefeiert, zu welchen auch Goethe das Seinige beitrug, obwohl es ihm immer lästiger wurde, „Großmeister der Affen" zu sein; hernach aber blieb es ziemlich ruhig. Der Herzog scheint sich mehr den Regierungsgeschäften zugewendet zu haben, denn Göethe schrieb im Juni an die Freundin: „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen; wir haben über viel Dinge gar gut gesprochen; es klärt sich Vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen Andere wohlthätiger werden." daher redete der Dichter ihm auch in dem Gratulationsgedichte „Ilmenau am 3. Sept." (der 3. Sept. war des Herzogs Geburtstag) zu:

So wandle Du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue klug und reich mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land.
Dann laß es ruh'n. Die Ernte wird erscheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen.

Goethe seinerseits widmete sich der Kammerpräsidentur und spielte in den nächsten Jahren mit Ernst „die Rolle des Alhafi". Und obwohl er sich „über das

Glück und Gedeihen seiner Administration" freute, so fühlte er sich doch häufig gedrückt durch die Geschäfte, und seine poetische Produktivität war unbedeutend. Dazu kam, daß er auch im Finanzwesen „streng über seine Pläne und Grundsätze" halten wollte, während der Herzog nicht zu bewegen war, einen jährlichen Ausgabenetat festsetzen zu lassen und nicht zu überschreiten. Er beschwert sich, es gehe ihm so viel durch den Kopf, daß er manchmal die Schiefertafel abwischen müsse, um wieder rechnen zu können; das Gegenwärtige dringe so auf ihn zu, daß er nur sehen müsse, wie er durchkomme. Der Freundin äußerte er ein Mal, es sei ein sauer Stückchen Brot, wenn man darauf angenommen sei, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf, und er werde von Noth und Ungeschick der Menschen hin- und hergezogen. In der niedergeschlagenen Stimmung, die ihn oft beherrschte, schrieb er am 7. September (1783) das folgende schöne Gedichtchen an die Wand eines Breterhäuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, wo er übernachtete:

Wanderers Nachtlied.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest Du

Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

Um ihn aufzuheitern, kaufte der Herzog dann und wann Handzeichnungen oder Kupferstiche für ihn. „Was ich behalte", schrieb der Herzog am 2. Juni an Merck, „ist Alles zu Nutzen und Frommen meines Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bischen Freude machen, und seine Taziturnität entrunzeln kann". An denselben schrieb er am 3. Januar 1784: „Göthe schickt sich überaus gut in das, was er vorzustellen hat, ist im eigendlichen Verstande l'honnête homme à la cour; leidet aber nur allzusichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserem Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem Allen Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt. Seine Gesundheit schont er so viel wie möglich; auch hat er sie sehr vonnöthen." Noch vor dem Schluß des Jahres 1783 schrieb Goethe selbst an die für seine Gesundheit besorgte Mutter: „Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist, und das Gute und Rechte in

der Welt will. Lassen Sie uns hübsch dieses Jahr daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr, das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen. Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen, und behalte noch Zeit und Kräfte für ein' und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich ein Mal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht. Sie von Ihrer Seite vergnügen Sie Sich an meinem Dasein jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte, ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe. Indessen leben Sie ruhig; vielleicht gibt uns das Schicksal noch ein anmuthiges Alter zusammen, was wir denn auch mit Dank ausleben wollen."

Die poetische Ausbeute des Jahres 1783 war, wie wir schon bemerkten, geringe. Ein Drama Elpenor wurde begonnen, blieb aber bald liegen; nur Wilhelm Meister wurde bis Weinachten bis zum Schluß des vierten Buchs geführt. Mit Herder verkehrte er mehr als früher. Seine naturwissenschaftlichen Studien wurden fortgesetzt; auch machte er im September in

Begleitung des zehnjährigen Knaben seiner Geliebten eine Reise nach Göttingen und Kassel, die für seine mineralogische Sammlung reiche Beute lieferte, und ihn mit dem Naturforscher Sömmering in Kassel bekannt machte, der sich damals mit der Füllung der eben erfundenen Luftbälle beschäftigte.

Sechsundfunfzigstes Kapitel.

Durch seinen unermüdlichen Eifer hatte Goethe bald Ordnung in der Verwaltung des Ländchens hergestellt. Am 16. Februar 1784 schrieb er an Knebel: „Ich bin fleißig, und meine Sachen gehen gut; und obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das Oeconomicum auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, — das ist der ganze Kreis meines Daseins, in dem ich mich klüglich verschanzt habe.“ Am 24. Februar des genannten Jahres fand die feierliche Eröffnung des neuen Johannisschachts im Ilmenauer Bergwerke statt. Goethe hatte Jahre lang mit großen Kosten die Wiederaufnahme des Berg-

werks vorbereitet, und sah nun seine Anstrengungen mit Erfolg gekrönt. Gleichwohl schreibt er in der Eröffnungsrede mit hofmännischer Schmeichelei alles Verdienst dem Herzog zu, und spricht nur im Vorübergehen von seiner Mitwirkung. Die Rede schließt mit den Worten: „Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein Jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein Jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzo, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor, so kann ein Jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: auch ich bin nicht müßig geblieben, und auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, liebreich angenommen, ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude

uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unsrigen diesen Segen genießen." Auch findet sich in der Rede stellenweise ein Ausdruck von Religiösität, von der Goethe persönlich sehr fern war, die daher ihre Einschmuggelung offenbar aus der schon zu jenen Zeiten gang und gäben Ansicht, „das gemeine Volk müsse Religion haben," verdankt. Er fordert die Zuhörer auf, sich vor Eröffnung des Schachts noch mit ihm zu dem „Hause des Herrn" zu begeben, „des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihrer Tiefe verborgen, und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages zu bringen," und den er bitten will, „daß das zweideutige Metall, das öfter zum Guten als zum Bösen angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werde." Uebrigens ging das Ilmenauer Bergwerk schon im Jahre 1795 wieder ein. Wenige Tage nach der Eröffnung des Bergwerks hatte Goethe Gelegenheit, sich in Gefahr besonnen und hilfreich zu zeigen: in Folge eines Eisbruchs trat die Saale bei Jena aus, und richtete große Verheerungen an, indeß während der Wassersnoth ein Dorf abbrannte, wobei sechs Menschen um's Leben kamen. Der Herzog schrieb am 6. März an Merck: „Goethe hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten und die besten Anstalten

getroffen.“ Noch im Mai war er beschäftigt, das Verschwemmte wieder herzustellen, worauf er dann den ganzen Juni dem Eisenacher Ausschußtage zu widmen hatte.

Zu Goethe's Geschäftskreis gehörte die Verwaltung der herrschaftlichen Einkünfte und Güter, und diese machte ihm nicht wenig zu schaffen, indem er die unlängst aufgekommene Güterzerschlagung einführte. Man hatte sich mit dieser Reform schon seit 1780 theoretisch beschäftigt, gelangte aber erst im Jahr 1785 zur Ausführung. Nachdem sie ein Mal im Gang war, wickelte sich bis zur italienischen Reise die amtliche Thätigkeit unseres Dichters von Tag zu Tag mit dem Mechanismus ab, dessen Stempel in ruhigen Zeiten eine wohlgeordnete Verwaltung trägt.

Die Einförmigkeit seines Geschäftsgangs gab Goethe Muse, seinen naturhistorischen Liebhabereien nachzuhängen. Vor der Hand blieben geologisch-mineralogische Untersuchungen sein erstes Steckenpferd, und die zahlreichen Streifzüge, die er im Harz und in Thüringen machte, vermehrten seine Sammlung und seine Kenntnisse. In den Harz nahm er im Jahr 1784 den Maler Kraus mit. An Merck schrieb er am 2. Dezember: „Vom Harze werde ich nun bald die wichtigste Suite beisammen haben, die existiren kann; von Gebirgsarten, versteht sich; denn nach reichen und kostbaren Stufen lasse ich mich nicht gelü-

sten; es ist mir auch zu dem, was ich vorhabe, wenig an Kostbarkeiten gelegen ..... Kraus hat mir alle Felsarten nicht malerisch, sondern wie sie dem Mineralogen interessant sind, gezeichnet. Es kann diese Sammlung, wenn wir sie in der Folge fortsetzen, sehr schön und vollständig werden."

Um Pfingsten 1785 durchforschte Goethe mit Knebel den Saalgrund, und machte mit demselben gegen Ende Juni eine mineralogische Reise in's Fichtelgebirge, die er schon Jahrs vorher projektirt, aber nicht ausgeführt hatte. Die Unterhaltung während derselben erstreckte sich jedoch nicht bloß auf mineralogische Gegenstände, sondern Goethe entwarf Zeichnungen, las die zuletzt fertig gewordenen Abschnitte aus Wilhelm Meister vor, und ging mit Knebel Shakespeares Hamlet durch. Am 1. Juli führte sie ihre Wanderung nach der Zinnwäsche auf den Seeberg, an die Mainquellen und auf den Ochsenkopf; am 5. trafen sie in Karlsbad ein, wo sie bereits die Herzogin Louise, die Frau von Stein, Herder „mit einem ganzen Heere von umbris und capite censis" aus Weimar fanden, so daß es schien, der „thüringische Musenhof" sei plötzlich nach Böhmen verlegt worden. Knebel machte von hier aus noch eine Reise nach Baiern und Tirol, über die er fortlaufende mineralogische Berichte an Goethe schickte.

„Du siehst“, erwiderte ihm dieser, „wie nothwendig jene ersten großen Begriffe sind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenstände der Natur und Kultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Mensch ist mit seinem Wohnort so nahe verwandt, daß die Betrachtung über diesen auch uns über den Bewohner aufklären muß.“ Um dieselbe Zeit hatte sich Goethe jedoch auch der Botanik mit Eifer zugewendet, die schon im ersten Jahr seines Weimarer Aufenthalts sein Interesse erregt hatte. Das Leben in freier Natur und seine amtliche Beschäftigung mit Bodenkultur, Wiesenbau und Forstwesen hatten ihn nach und nach oberflächlich mit der Pflanzenwelt bekannt gemacht, auch war er durch den Umgang mit dem Apotheker Bucholtz, welcher die Anlegung eines botanischen Gartens bei Weimar leitete, mit dem Hofrath Büttner in Jena und mit mehreren botanisirenden Jünglingen, darunter der nachherige Professor Batsch von Jena, der wissenschaftlichen Botanik näher gebracht worden, und hatte Rousseau's, Linne's und Geßner's botanische Werke studirt. Von Linne, dessen Philosophie der Botanik eine Zeitlang gleichsam sein tägliches Brot war, bekennt er sogar, daß derselbe nach Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf seine geistige Entwickelung gehabt habe. Aber auch bei ihm mußte er seiner geistigen Organi-

sation gemäß das Ueberlieferte erst reproduziren, bevor es lebendig in ihm werden konnte: „Indem ich", sagt er, „sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen suchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor; das, was er mit Gewalt aus einander zu halten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfniß meines Wesens zu Vereinigung anstreben". Ein junger, in der Botanik bewanderter Ziegenhainer hatte ihn nach Karlsbad begleitet, und war hier schon mit Sonnenaufgang im Gebirge, von wo er täglich seinen Pflanzenbündel an den Brunnen brachte, ehe Goethe noch seine Becher geleert hatte. Dies brachte Goethe mit manchem der Wissenschaft kundigen Brunnengast in Verbindung.

Goethe blieb länger als die übrigen Weimarischen Gäste in Karlsbad, um Exkursionen in das Erzgebirge zu machen, dessen Bergwerke er besichtigte. Als er in der ersten Hälfte des September (1785) gesund und mit reicher mineralogischer Beute beladen, nach Hause kam, traf er am Hof den Besuch der Fürstin Gallitzin von Münster und ihrer Begleiter von Fürstenberg, Hemsterhuis und Sprickmann. Die Fürstin repräsentirte den unklaren, mystischen Gemüthsdrang gegen die Vernunft, der sie bereits zum Uebertritt in die katholische Kirche geführt

hatte, und war in manchen Stücken dem verstorbenen Fräulein von Klettenberg sehr ähnlich, weshalb Goethe sich innig an sie schloß. Er sagt von ihr: „Sie kam früh zu dem Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Als die schönste Vermittelung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Aszetik; das Leben füllt sich aus mit Religionsübung und Wohlthun." Und an Jacobi schrieb er am 21. Oktober: „Diese herrliche Seele hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben. Du kennst mich und sie, und wenn ich Dir sage, daß wir dies Mal ganz natürlich gegen einander und offen gewesen sind, so kannst Du Dir das Uebrige wohl denken. Am meisten freut mich, daß Frau von Stein und sie sich haben kennen lernen." Wahrscheinlich gab diese Bekanntschaft Veranlassung zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, die um jene Zeit entstanden sein mögen, und jetzt das sechste Buch des Wilhelm Meister bilden, denen aber allerdings die Lebensschicksale des Fräuleins von Klettenberg zu Grunde liegen.

Siebenundfunfzigstes Kapitel.

In Weimar widmete sich Goethe seinen Amtspflichten und seinen Privatstudien so ausschließlich, daß er als das vollständige Gegentheil von früher erschien. Sein Ernst theilte sich dem Hofe mit, und es war in Weimar und in Tiefurt so stille, daß die alte Herzogin sagte: „Sie schlafen alle", und der Herzog im Dezember 1785 an Knebel schrieb: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden." Schon im Januar hatte Wieland geklagt: „Bisher ist die Herzogin Mutter unser einziger Trost gewesen. Ohne sie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest werden als irgend eines in deutschen und welschen Landen." Dazu

hatte das Liebhabertheater schon mit Ende 1783 aufgehört; doch war eine Schauspielertruppe engagirt worden, die bis in's Jahr 1791, in welchem eine Hofbühne errichtet ward, in Weimar und Sommers im nahen Bad Lauchstedt spielte. Von ihr berichtet der Herzog am 15. Januar 1784 in einem Briefe an Knebel: „Die Gesellschaft ist eben nicht ausnehmend gut, doch hat sie das Glück, ziemlich gute Stimmen zu besitzen, und sehr guten Geschmack in Auswahl der komischen Opern zu haben; sie spielen meistens italienische Musik, deren Schönheit die Güte des Spiels und der Uebersetzung ersetzt.“ Goethe beschäftigte sich damals stark mit anatomisch-osteologischen Studien, wie er denn gegen das Ende des Jahres die Entdeckung machte und in einer eigenen Abhandlung veröffentlichte, daß der Mensch wie die Thiere in der oberen Kinnlade einen eigenen Zwischenknochen besitze. Gleichwohl hatte er zu den Maskenfesten des Karnevals noch ein Redutengedicht geliefert, außerdem aber im gleichen Jahre (1784) nur einige Epigramme zu Stande gebracht, denen er im folgenden Jahre eine weitere Reihe hinzufügte. Im Anfang des Jahres 1785 vollendete er sodann auch ein Singspiel im italienischen Geschmack, „Scherz, List und Rache“, in welchem die Mystifikation eines geizigen Pedanten dargestellt wird, das aber auf der Bühne nie Erfolg

hatte. Er schob die Schuld davon auf seinen Jugendfreund Kayser, dem er das Stück zur Komposition nach Zürich geschickt hatte. Um jene Zeit legte Goethe seine Ansichten über dramatische Dichtung und theatralische Darstellung im Wilhelm Meister nieder, von welchem das vierte Buch am 12. November 1783, im Oktober 1784 das fünfte und im November 1785 das sechste Buch fertig wurde; das siebente beschäftigte ihn bis zum Frühjahr 1786. Freunde, welchen er einzelne Abschnitte mittheilte, schenkten dem Roman ihren Beifall; doch bekennt er selbst, daß er wegen der häufigen Unterbrechungen weit hinter seiner Idee zurückbleibe.

Diese dichterischen Produktionen konnten jedoch begreiflich wenig zur Erheiterung der Hofkreise beitragen. Diese ließen sich vielmehr durch Goethe ebenfalls in naturhistorische Liebhabereien reißen, um so mehr, da man es darauf anlegte, Proselyten zu machen. Besonders schloß sich ihm in dieser Richtung der Hofrath von Voigt, Direktor des Ilmenauer Bergwerks, an, sowie auch der Herzog. Der Letztere schrieb schon im Dezember 1784 an Knebel: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur Etwas ergiebt. Sie fängt an leicht zu werden, so daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen. Sie ist so

leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich, einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte, und mich immer auf dem ruhigen, bestimmten Weg leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt." Die Naturwissenschaften waren es auch, welche Herder und Goethe einander näherten, und zwar zur Zeit, als der Erstere die naturwissenschaftlichen Abschnitte seiner Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit ausarbeitete, von denen der Letztere mit ihm zusammen im Dezember 1783 die ersten Kapitel las. An Jacobi schrieb damals Goethe: „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben, endlich, und wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten." Und Herder schrieb am 2. März 1785 an Knebel: „Goethe trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rech-

ten Stelle, und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebt's solcher?" Die häufigen Gespräche zwischen Beiden gingen von den Naturansichten auf die höchsten Probleme des Denkens über. Herders Frau erzählt z. B. in einem ihrer Briefe von dem Beisammensein in einer schönen Mondnacht, in welcher Goethe sich über den Zustand der Seele nach dem Tode aussprach, „nur ein wenig nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem wir dahingleiteten". Gleiche Gespräche wurden auch mit Jakobi gepflogen, als dieser im Herbst 1784 zu Weimar auf Besuch war. Mit welcher Innigkeit Jacobi sich wieder an Goethe schloß, beweist folgende Briefstelle (vom 13. Oktober 1784): „Ich habe Dich also wiedergesehen, und wie vielmehr als das! Als ich wegging, war es mir nicht, als ob ich Dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als ich kam. Du weißt, wie ich Eindrücke annehme und sie in mir haften. Auch die leiseste Berührung, die ich kaum im Augenblick selbst gewahr wurde, entwickelt sich im Stillen, und wächst zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch im seligsten Genusse Deiner, und weiß von nichts, das mir vergangen wäre. Erhalte mich so; Du kannst es — Du weißt es!" Um jene Zeit war Jacobi mit Mendelssohn über Lessings Spinozismus in Streit gerathen, weshalb das

System Spinoza's häufig von Goethe und Herder besprochen, auch die philosophischen Abhandlungen von Hemsterhuisen gelesen wurden. Am 9. Juni 1785 schrieb Goethe über Spinoza: „Ich kann nicht sagen, daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht. Aber, wenn ich hineinsehe, glaub' ich ihn zu verstehen, d. h. er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen." Noch größeren Antheil an der Streitfrage nahmen Goethe und Herder, als Jacobi 1785 und 1786 seine Schriften gegen Mendelsson veröffentlichte. Goethe war mit der Glaubensphilosophie Jacobi's nicht einverstanden, da er den Standpunkt spinozistischen Realismus einnahm, und tadelte besonders, daß Jener Spinozismus und Atheismus zusammenwarf: „Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes; das Dasein ist Gott, und wenn ihn Andere deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen." An Jacobi selbst schrieb er: „Uebrigens bist Du ein guter Mensch, daß man Dein Freund sein kann, ohne Deiner Meinung zu sein; denn wie wir von einander

abstehen, habe ich erst wieder aus dem Büchlein selbst gesehen." Mit Lavater dagegen hatte die Verschiedenheit der Religionsansichten schon mit dem Jahr 1783 völlige Auflösung des freundschaftlichen Verhältnisses herbeigeführt. Nach seiner alten Weise hatte Goethe versucht, das Resultat der religionsphilosophischen Erörterungen mit Lavater, Jacobi und Herder in einem Epos „Die Geheimnisse" poetisch zu fixiren, das aber (bis März 1785) nicht über die 48 Stanzen der Einleitung hinauskam, und von da an Bruchstück blieb. Die Einleitung führt uns den frommen Bruder Markus vor, der nach mancherlei Irrgängen in einem freundlichen Thale ein herrliches Gebäude antrifft, dessen Sinnbild ein mit Rosen umschlungenes Kreuz ist, und welches zwölf Ritter bewohnen, die nach überstandenem mühe- und gefahrvollen Leben hier Gott im Stillen dienen, und einem Oberen sich angeschlossen haben, der den Namen Humanus führt. Offenbar strebte er auf Humanisirung des Christenthums, weshalb er auch an Lavater (früher) geschrieben hatte, er sei „zwar kein Widerchrist, aber ein dezidirter Nichtchrist."

Achtundfunfzigstes Kapitel.

Im Sommer 1786 ging Goethe in Gesellschaft des Herzogs wieder nach Karlsbad, wo er vergnügte Tage durchlebte, deren er sich noch in Italien mit großem Behagen erinnerte. Aber es lag nicht in seinem Plane, nach Weimar zurückzukehren. Italien war von Kindheit auf das Land seiner Sehnsucht gewesen; und wenn er diese bisher zurückgedrängt hatte, so war dies geschehen, weil er ohne eine vielseitige Vorbildung den Aufenthalt daselbst für zu aufregend und verwirrend hielt. Jetzt hatte er sich diese Vorbildung erworben, und die Sehnsucht war so mächtig wieder in ihm erwacht, daß er seit einigen Jahren schon die alten römischen Schriftsteller meiden mußte, weil sie ihm das Bild Italiens zu lebhaft vor die Seele führten.

Herder verspottete ihn, weil er all' sein Latein aus Spinoza lerne. Er faßte daher den Entschluß, gleich von Karlsbad nach Italien zu reisen, und führte denselben auch am 3. September aus, ohne daß außer dem Herzog irgend Jemand darum gewußt hätte. Er stahl sich, wie er selbst sagt, in einer Postchaise fort, und eilte dem Süden zu.

Nach Karlsbad hatte er seine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um sie gesammelt für den Göschen'schen Verlag zu redigiren. Die vier ersten Bände wurden bald an den Verleger abgesendet; allein an der Absendung der vier letzten, die nur Bruchstücke und Entwürfe enthielten, verhinderten ihn die Vorstellungen seiner Freunde und Bekannten, die ihn im Bad umgaben. Sie hatten ihm an seinem Geburtstag mehrere Gedichte im Namen seiner unvollendet gebliebenen Arbeiten überreicht, in welchen diese Klage führen und um Fortsetzung bitten. Goethe nahm daher den ganzen Handschriftenpack nach Italien mit, um ihn daselbst der Feile zu unterwerfen.

Die erwähnte Ausgabe seiner Werke wird durch ein Gedicht „Zueignung" eingeleitet, dessen schöne Stanzen er schon am 8. August 1784 auf einem Ausflug in den Harz niedergeschrieben hatte. Wir theilen es hier vollständig mit, weil es für den Biographen von höchstem Interesse ist, — „weil es", wie

Viehoff in seinem Leben Goethe's sagt, „einen der wichtigsten Wendepunkte in Goethe's poetischer Laufbahn bezeichnet. Diese Produktion beweist mehr als irgend Etwas, daß die Umwandlung, die meistens ausschließlich auf Rechnung seines Aufenthaltes in Italien gesetzt wird, schon vor der Abreise dahin entschieden begonnen hat. Wie das Gedicht schon durch den sanften lieblichen Fluß der Rede, die Melodie der Sprachklänge, die ganze klassische Formvollendung den Eindruck macht, als könne es nur unter dem schönen Himmel Italiens entstanden sein, so spricht sich auch im Inhalte die heitere Ruhe, der selige Frieden aus, der ihn dort in so hohem Maaße beglücken sollte. Es ist nicht als Darstellung der ursprünglichen Dichterweise zu betrachten; aber wohl spricht hier Goethe aus, daß er nun erst im ganzen und vollen Sinne des Wortes sich zum Dichter geweiht fühle."

Zueignung.

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor;
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor,
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

Auf ein Mal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit seh'n.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen,
Hier theilt er steigend sich um Wald und Höh'n.
Wie hofft' ich, ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn Alles schien zu brennen und zu glüh'n.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich' Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst Du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß;
Erkennst Du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß?

Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich Dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir Dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich Dich gefühlt.
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt!
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch Dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich Dich von Vielen
Gar oft genannt, und Jeder heißt Dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, Euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist Du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist Du von Andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von Deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann' und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan;
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuem Frieden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolke und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich zieh'n, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt!
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
Empfange hier, was ich Dir lang' bestimmt,

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht Euch Blumenwürzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft.
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf Euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit gold'nen Früchten schmückt,
Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch uns're Liebe dauern.

Neunundfunzigstes Kapitel.

Bevor wir mit unserm Dichter nach Italien wandern, wollen wir auf den Entwickelungsgang seines Lebens seit dem Jahr 1774 einen Rückblick werfen. Im achtunddreißigsten Kapitel dieser Lebensbeschreibung haben wir angeführt, wie in diesem Jahre Goethe das Studium des Spinoza begann, und im siebenundfunfzigsten, wie er kurz vor seiner Abreise nach Italien auf diesen Philosophen zurückkam. Wir erinnern uns, daß er sich aus demselben ein System großartiger Entsagung aufbaute, und wie er dasselbe nach und nach in's Leben übertrug. In Weimar sahen wir ihn sogleich sich in den Strudel des leidenschaftlichsten Genielebens mit seinem Gönner, dem Herzog, stürzen; aber schon im zweiten Jahre 1777 seines dortigen Aufenthalts beginnt der Uebergang in eine andere Lebens- und Dichterperiode. Der Sturm der

Leidenschaft mäßigte sich, und der Dichter fing an, die Befriedigung in sich selbst zu suchen. Damals schrieb er (am 19. Februar 1777) Nachts in seinem warmen Gartenstübchen, während draußen über Schnee und hellen Mondschein Waldhörner durch's Thal herüber bliesen, an Lavater, er sei unter dem anhaltenden Reiben und Treiben des Lebens stiller in sich als je, schreibe an Niemand, und es kümmere ihn außer seinem Kreise nun gar nichts. Der Tod der Schwester im Juni desselben Jahres trieb ihn noch mehr zur Einkehr in sich selbst; er schrieb der Mutter: „Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen." Uebersättigung an den Hofvergnügungen stellte sich bald ein, Goethe zog sich von seinen Freunden zurück, und faßte den Entschluß, den Herzog und sich (1799) durch eine Schweizerreise einen kräftigen Anlauf in eine neue Richtung nehmen zu lassen. Kurz vor dem Antritt derselben schrieb er in sein Tagebuch: „Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alten Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick auf's Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend; wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen, imagina-

tiven Verhältnissen eine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche halb angegriffen, und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals schrieb; wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan; wie wenig mir davon zu Nutze gekommen, und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie Einer, der sich aus dem Wasser rettete, und den die Sonne anfängt, wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 1775 Oktober, getrau' ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst soviel im Wege stehen, lasse uns von Morgen bis Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen, und alle Abende zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.“ Nach der Rückkehr von der Reise trat die innere Veränderung äußerlich hervor, indem der Dichter

sich unter den Akten seines amtlichen Wirkungskreises begrub, und seine freien Stunden vorzugsweise naturwissenschaftlichen Studien und Experimenten widmete. An der „Narrenrolle", die er zur Ergötzung des Hofes zuweilen noch spielen mußte, fand er je länger je weniger Behagen, und es entwickelten sich die vom Vater ererbten Charakterzüge, der Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit in Thun und Lassen, in hohem Grade. Wie sehr er auf allen Wegen Befriedigung suchte, davon zeugt auch, daß er sich im Sommer 1780 in den Freimaurerorden aufnehmen ließ, über den er jedoch bald enttäuscht war, wie er denn später in Rom gegen Moritz äußerte: „Auch Sie können noch so schwach sein, darin Etwas zu suchen?" Aber Nichts vermochte den inneren Zwiespalt zu heilen; und je mehr die heterogensten Beschäftigungen und Sorgen um ihn heranwuchsen, je mehr unter der Last derselben eine poetische Produktivität schwand, um so mehr sehnte er sich nach einer stillen und ernstlichen künstlerischen Thätigkeit. Die Gedichte „Die Zikade" und „Der Sänger" sowie die im zweiundfunfzigsten Kapitel angeführte Stelle aus Wilhelm Meister sprechen seine gedrückte Stimmung aus. Immer stärker entwickelte sich in ihm das Bewußtsein, daß er unter den jetzigen Verhälnissen seinen Lebenszweck verfehlen müsse, daß unter der Last der Geschäfte, die er sich aufgebürdet, sich

sein Wesen nicht entfalten könne, und daß es hohe Zeit sei, sich aus dem „Hocken und Kleben an Einem Orte" durch einen kühnen Sprung in eine andere geistige Atmosphäre zu retten. Ihn befriedigt weder das Wissen, noch die Natur; in der vollendeten Kunstform muß er die innere Bewegung beherrschen, und daher seine Sehnsucht nach Italien, in dessen Fülle von Schönheit und Kunst er seine Befriedigung endlich findet, worauf sich die Selbstbeherrschung, die weise Enthaltsamkeit Maaß und Schranke in Leben und Dichten einstellen, und das Entsagen seine Maxime wird. Der Weg durch die antike bildende Kunst und die antike klassische Poesie mußte ihn den festen Punkt finden lassen, um den sein Dasein sich drehte. Dahin ging seit längerer Zeit die Richtung seines Dichtens: in Proserpina, in der Iphigenie, im Tasso, im Elpenor und unter den kleineren Dichtungen in den Epigrammen und anakreontischen Liedern, die ganz den antiken Geist athmen.

Auch auf die religiöse Entwickelung des Dichters wollen wir einen Rückblick werfen. Ueber sie gibt vor Allem der Briefwechsel mit Lavater Aufschluß. Es erhellt daraus unwidersprechlich, daß Goethe wie Gelzer sagt, auf Seiten derer stand, die nicht in einem Individuum, sondern in der Gattung, nicht in Christus, sondern in der Menschheit die Offenbarung

des göttlichen Lebens verehren. Am 22. Juni 1781 schrieb er an den Züricher Pastor: „Deinen Christus habe ich noch niemals so gern als in Deinen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele, und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche, krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit einem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinübersteigenden Gisch mit Wollust niederschlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in Einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir Ein Individuum, genugthun kann, ist es herrlich, daß aus allen Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausrausest, um Deinen Paradiesvogel damit ausschließlich zu schmücken; dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in

uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da Du Deinen Glauben und Deine Lehre wiederholend predigest, Dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eines Meeres vielleicht ein Mal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt." Im Frühjahr 1782 gab Lavater den „Pontius Pilatus" heraus, worauf ihm Goethe am 1. August schrieb: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttliche Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Und so weiter! Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir mit meinem Glauben so heftig ernst ist, wie Dir mit dem Deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von

Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für das Einreich Christi schreibst: müßte ich alsdann das Gegentheil von Vielem behaupten, was Dein Pilatus als unwidersprechlich auffordernd in's Gesicht sagt?" Auf Goethe machte der Pilatus einen widrigen Eindruck; er war ihm ein schlagender Beweis, „wie sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der krasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammenknüpfte." Wie das Jahr 1783 schon den Bruch mit dem Züricher Pastor herbeiführte, und wie aus den religionsphilosophischen Beschäftigungen Goethe's im Jahr 1785 ein Epos („Die Geheimnisse") hervorgehen sollte, dessen Aufgabe die Darstellung der Verklärung des Christenthums zum Humanismus gewesen wäre, darüber haben wir im vorletzten Kapitel berichtet.

Sechzigstes Kapitel.

Kennst Du das Land, wo die Zitronen blüh'n
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst Du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Die Reise durch Baiern und Tirol bis auf den Brenner wurde in fünf Tagen abgemacht. Goethe reiste im strengsten Inkognito, nannte sich Möller, und galt für einen reisenden Kaufmann; er beobachtete fleißiger den Wind und das Wetter als die Merkwürdigkeiten der Städte, ja er stellte unterwegs eine meteorologische Theorie zusammen, die er den Freun=

den in Weimar zuschickte. Gleichwohl fesselte auch einiges Andere vorübergehend seine Aufmerksamkeit; in Regensburg z. B. wohnte er der Aufführung des jährlichen Schauspiels der Schüler des Jesuitenkollegiums bei, und überzeugte sich bei der Gelegenheit von der Klugheit des Ordens, der nicht wie andere Orden „eine alte abgestumpfte Andacht fortsetze, sondern sie dem Geist der Zeit zu Liebe durch Prunk und Pracht wieder aufstutze.“ In München besuchte er die Naturalien- und Kunstsammlungen, machte jedoch im Antikensaal die Bemerkung, daß „seine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt seien“, und in der Bildergallerie die, daß er seinen Blick erst wieder an Gemälde gewöhnen müsse. Ebensowenig kam er unterwegs zum Analysiren von Pflanzen, obwohl er seinen Linne mitführte. Am 9. September (1786) war er auf dem Brenner in von der umgebenden Alpennatur gehobener, heiterer Stimmung; er nahm aus dem Handschriftenpaket die Iphegenie heraus, um in den Musestunden der Weiterreise ihre Umformung zu beginnen. Am 10. gegen Mittag langte er zu Botzen an, wo gerade Messe war. Der Anblick der ersten Rebhügel hatte seine Sehnsucht nach Italiens heiterm Himmel verstärkt, und er hielt sich daher nicht auf. „Mir ist jetzt,“ schrieb er nach Weimar, „um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild giebt.

Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind. Schon jetzt, daß ich mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig sein muß, gibt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elastizität des Geistes; ich muß mich um den Geldkurs bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte wollte, sann, befahl und diktirte." Auf der Weiterreise schon muthete ihn Alles italienisch an: die reiche Vegetation, von Attich und Epheu überwucherte Felsen und Mauern, die Frauen mit aufgebundenen Zöpfen, die Männer mit bloßer Brust in leichten Jacken, das Sumsen der Insekten in milder Abendluft. „Ich lasse mir's gefallen", schrieb er nach Hause, „als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandsfahrt vom Wallfischfange zurückkäme." Zu Roveredo, wo er am 11. September eintraf, hörte er die ersten italienischen Laute. Statt gerade nach Verona zu fahren, schlug er den Umweg nach Torbole am Gardasee ein. Hier sah er die ersten früchtebeladenen Oelbäume, hier schwelgte er mit

Entzücken im Reichthum der südlichen Pflanzenwelt und hier schrieb er für die Iphigenie den herrlichen Monolog:

— Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Auf einer Seefahrt gelangte er in das venetianische Oertchen Malsesine, dessen Bewohner ihn am Zeichnen eines alten, am Wasser liegenden Schlosses verhindern wollten, weil sie ihn für einen Sendling des „unruhigen" Kaisers Joseph II. hielten, dem sie keine guten Absichten gegen die Republik Venedig zutrauten. Am 16. ritt er auf einem Maulthier in Verona ein, um sich daselbst ein paar Tage aufzuhalten. Das Amphitheater war das erste bedeutende Monument des Alterthums, welches er besichtigte; außerdem betrachtete er das schöne Thor Porta stupa, das Portal des Theatergebäudes, die Kirchen und die Gemälde und Antiquitätensammlungen; auch war er Zeuge eines Ballspiels, in welchem Veroneser gegen Vizentiner in knapper, weißer Kleidung kämpften, und er durch deren schöne Stellungen an den Borghesischen Fechter erinnert ward. In Vizenza brachte er vom 19. an beinahe eine Woche zu, um die architektonischen Kunstwerke des Palladio (eines Baumeisters aus dem sechszehnten Jahrhundert) zu studiren, namentlich die

Basilika und das olympische Theater. Mit Interesse wohnte er an einem Abend einer Versammlung der Akademie der Olympier bei, in welcher man in Prosa und Versen unter der lebhaftesten Theilnahme des Publikums die Frage erörterte, ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht habe? „Wenn man doch auch,“ schrieb er nach Hause, „vor seiner Nation so stehen, und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes Schwarz auf Weiß; Jeder kauzt sich damit in eine Ecke, und knoppert daran, wie er kann.“ Am 26. war er in Padua, wo er sich die Werke des Palladio kaufte und sich für den ungeheuern Audienzsaal des Rathhauses, die Kirchen der Justine und der Eremitaner, den großen Platz Prato della Valle, besonders aber für den schönen botanischen Garten wie überhaupt für die fruchtbare Gegend interessirte. Eine Fächerpalme machte ihm den Gedanken wieder lebendig, „bei dem er in seiner botanischen Philosophie stecken geblieben war, ohne abzusehen, wie er sich entwirren solle“, nämlich, „daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne.“

Am 28. September Abends schrieb er seinen Feunden: „So ist denn auch Gott sei Dank Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name.“ Er war auf der Brenta hierhergefahren, und der Anblick

der ersten Gondel in den Lagunen hatte ihm Jugend-erinnerungen zurückgerufen, ein Gondelmodell, das der Vater aus Italien gebracht hatte. Ohne Führer durch-streifte er zwei Tage lang das Labyrinth der Stadt, um sich zunächst einen Totaleindruck zu verschaffen; dann bestieg er mit einem Plane der Stadt den Markus-thurm, von dem aus er zum ersten Mal in seinem Leben das Meer sah. Nun besuchte er die öffentlichen Gebäude, die Kunstschätze und die Umgebungen. Wenn er im Sonnenschein durch die hellgrünen Lagunen fuhr, und die buntgekleideten und beweglichen Gondolieri auf den Gondelrändern sich in der blauen Luft abzeichnen sah, so begriff er die durchsichtige Klarheit der Ge-mälde der venetianische Schule. Die Prachtgebäude der Lagunenstadt zogen ihn besonders an. „Die Bau-kunst", schreibt er, „steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehre wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studiren, nicht um sie auszuüben oder mich an ihr lebendig zu er-freuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig ab-geschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüth zu verehren." In den Antikensamm-lungen erinnerte ihn ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Faustina an ein früher gesehenes Kapitäl des Pantheons, und er sagt darüber in seinen Briefen: „Das ist freilich etwas Anderes als

unsere kauzenden, auf Kragstämmlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas Anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken, die ich nun Gott sei Dank auf ewig los bin." So weit war er also jetzt von seiner Begeisterung für die gothische Baukunst zurückgekommen! Er wohnte einem Oratorium in der Mendikantenkirche, einer Oper mit Ballet im St. Mosestheater und einer Komödie im St. Lukastheater bei, wobei er fand, daß auch hier das Volk die Basis bildet: die Zuschauer spielten mit, und die Menge verschmolz mit dem Theater in ein Ganzes. Auch andere Theater besuchte er, und bei der Aufführung einer neuen italienischen Originaltragödie, in der es wild und grausam herging, ward ihm zuerst klar, wie die Italiener ihre elfsilbigen Jamben behandeln, und deklamiren, und er begriff, warum das italienische und griechische Trauerspiel so lange Reden enthält: Völker, die im Leben viel auf's Reden halten, müssen dergleichen auch auf der Bühne lieben, zumal wenn bei ihnen Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen herrscht, deren einer Goethe im herzoglichen Palast beiwohnte, und die ihm unendlich besser gefiel, „als unsere Stuben- und Kanzleihockereien." Goethe hörte auch auf dem Uferdamme die Erzähler einem aufmerksamen Zuhörerkreis ihre Geschichten vortragen, und verschaffte sich

den Genuß des berühmten Gesangs der Schiffer, die den Tasso und Ariost auf ihre eignen Melodieen vortragen. Er besuchte das Arsenal, und hing auf dem Fischmarkt und am Meeresufer seinen naturhistorischen Liebhabereien nach. Schon jetzt war die Einwirkung des italienischen Aufenthalts groß, daß er nach Hause schrieb: „Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieser leichten Existenz hinübersenden! Jawohl ist dem Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorstellung. Auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor, doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen, denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen." Und weiter: „Gott sei Dank wie mir Alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher treten darf!" Am 14. Oktober reiste Goethe von Venedig ab, und kam über Ferrara und Cento, wo er zum ersten Mal die Appenninen sah, nach Bologna. Unterwegs beschäftigte er sich mit dem Plan eines Dramas Iphigenie in Delphi, einer Erweiterung seiner Iphigenie auf Tauris, der zwar die Vollendung der Letzteren, welcher er in Venedig

seine Morgenstunden gewidmet hatte, unterbrach, aber gleichwohl unausgeführt blieb. In Bologna betrachtete er alles Sehenswerthe, ward jedoch im Vollgenuß der Gemälde der Dominichino, Guido Reni, Guercino da Cento und Caracci durch die „meist unsinnigen Gegenstände" der Bilder (die Heiligen) gestört: „Entweder Missethäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerin herbeischleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner traktirt, und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist nichts, was einen menschlichen Begriff gäbe!" Nur die Arbeiten von Raphael fesselten ihn mehr, besonders eine h. Zäzilia und eine h. Agathe, deren „gesunde, sichere Jungfräulichkeit" ihn so ansprach, daß er äußert: „Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin Nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte." In der Nähe von Bologna, zu Paderno, besuchte er die Bologneser Schwerspathlager, und stellte mineralogische und geologische Beobachtungen an.

Am 21. Oktober trat er die Reise über die Appeninen an, und war am 23. in Florenz, das er jedoch, von der Sehnsucht nach Rom getrieben, schon nach drei Stunden wieder verließ, die Betrachtung seiner

Kunstschätze für die Rückreise versparend. Sein weiterer Weg führte ihn über Arezzo, Perugia und Foligno, von wo er einen Abstecher nach Assisi machte, um ein zweites großartiges Denkmal antiker Baukunst in Augenschein zu nehmen, den in eine christliche Kirche verwandelten, aber vollständig erhaltenen Minerventempel, der ihm die Aeußerung entlockte: „Was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen, und wird ewige Früchte bringen.“ Ein drittes großes Werk des Alterthums sah er in Spoleto in der aus zehn Bogen gewölbten Wasserleitung. Doch mitten unter den Kunsteindrücken fiel ihm in den päpstlichen Staaten die Verwahrlosung des Volkes und der zum krassesten Aberglauben herabgesunkene kirchliche Kultus um so greller auf, so daß die Idee des ewigen Juden wieder lebendig in ihm ward.

Einundsechzigstes Kapitel.

Am 28. Oktober (1786) betrat unser Dichter durch die Porta del Popolo die „heilige Stadt," und schrieb nach Weimar: „Nun bin ich hier und ruhig, und wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere, sehe ich nun in Wahrheit, und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir. Wohin ich gehe, finde ich eine alte Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist Alles, wie ich mir's dachte, und Alles

neu. Ebenso kann ich von meinen Betrachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können." Schon gleich am Allerseelentag (2. November) hatte er Gelegenheit, Rom als die Hauptstadt der katholischen Welt anzuschauen. Er sah den Papst in seiner Hauskapelle auf dem Quirinal, von Kardinälen umgeben, ein prächtiges Seelenamt abhalten; da er dabei aber nicht sprach, sondern nur mit allerlei Gesten sich hin- und herbewegte, so regte sich in dem deutschen Dichter „die protestantische Erbsünde," und er wendete sich von dem Schauspiel zur Betrachtung der Kunstwerke hinweg, wie er nun überhaupt mit dem neuen Rom sich weniger als mit dem alten zu schaffen machte. Die Kunstwerke studirte er epochenweise nach Anleitung der Winckelmann'schen Kunstgeschichte, und als Führer auf seinen Wanderungen diente ihm der Maler Wilhelm Tischbein, mit dem er schon früher in brieflicher Verbindung gestanden war. „Ich werde nie," schrieb er aus Rom, „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweiten Male zu besuchen, soviel in kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängen-

den Mannes." Tischbein, der schon 1782 Zeichnungen nach Goethe's Gedichten gemacht hatte und jetzt das große Porträt des Dichters malte, welches diesen in Lebensgröße darstellt, in einen Mantel gehüllt und auf einem umgestürzten Obelisken ruhend und die Ruinen der Campagna di Roma überschauend, suchte ebenfalls die Malerkunst mit der Poesie zu verbinden, und lud Goethe ein, zu seinen Gemälden Gedichte zu machen, was jedoch nicht geschehen konnte. Sein Inkognito hielt Goethe soweit als möglich fest; und daraus erwuchs ihm der Vortheil, daß die Menschen, statt von seinen Arbeiten Rechenschaft zu verlangen, von sich selbst oder von den Gegenständen, die sie interessirten, sprachen, und dadurch zur Förderung seiner Kenntnisse beitrugen. Doch konnte er dem Bekanntwerden nicht immer ausweichen, und so kam es, daß er am 4. Januar (1787) als Mitglied in die Dichtergesellschaft Arkadia aufgenommen wurde. Aus seinen Kunststudien können wir hier nur Weniges hervorheben. Hatte er sich auf der Reise vorzüglich mit Bauwerken beschäftigt, so wendete er sich in Rom vor Allem den Gemälden zu, und überwand den Widerwillen gegen die „unsinnigen Gegenstände" der künstlerischen Darstellung. Die Logen Raphaels, die Freskogemälde von Dominichino, die Farnesische Gallerie von Carraccio, die Sixtinische Kappelle mit

dem jünsten Gericht und den Deckengemälden des Michel Angelo versetzten ihn in Entzücken, und mit Bewunderung sah er das Pantheon, St. Peter (von deren Kuppel herab er die „ewige Stadt“ mit ihren Kirchen, Palästen und Ruinen, die Ebene, Tivoli, Frascati, Castelgandolpho, den Berg Soracte, die Appenninen und das Meer überschaute), das Coliseo, den Apoll von Belvedere u. s. w. Um die Eindrücke dieser Kunstwelt auf sein Gemüth zu verfolgen, reihen wir einige Briefstellen hier an. Nach zehntägigem Aufenthalt in Rom schrieb er: „Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir ein Mal wieder recht zu statten, und machen mich im Stillen höchst glücklich .... Ich entdecke in mir ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht, und Augen hat, zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freuden. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue

mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.“ Am 20. Dezember schrieb er sodann: „Die Wiedergeburt, die mich von Innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen; daß ich aber soweit in der Schule zurück gehen, daß ich soviel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht; nun bin ich aber ein Mal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte, und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr, und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und frent sich schon im Voraus der gewissen Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weiteren Welt gebracht hat. Ja es ist mit dem Kunstsinn auch zugleich der sittliche, welcher große Erneuerung leidet.“ Merkwürdiger Weise regten die Alterthümer Roms auch den Sinn für Geschichte in ihm an: „Auch die römischen Alterthümer,“ schreibt er am 3. Dezember, „fangen an, mich zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte,

Alles drängt sich heran.“ Am 29. Dezember sodann schreibt er: „Von hier aus liest sich die Geschichte ganz anders als an jedem Ort der Welt. Anderwärts liest man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her, und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit.“ Die Kunststudien führten Goethe auch wieder zur Anatomie, sozwar, daß er an einem künstlichen Muskelkörper im Lazareth St. Spirito das Skelett zugleich mit Bändern und Muskeln studirte. Ueberhaupt ruhten seine naturhistorischen Liebhabereien, besonders die botanischen, auch zu Rom nicht: „Meine botanischen Grillen,“ schreibt er, „bekräftigen sich an allem diesem, und ich bin auf dem Wege, neue, schöne Verhältnisse zu entdecken wie die Natur, ein Ungeheures, das wie Nichts aussieht, aus dem Einfachsten das Mannigfaltigste entwickelt.“

Außer Tischbein schloß sich unserm Dichter bei diesem ersten Aufenthalte in Rom noch besonders

Karl Philipp Moritz an, ein armer deutscher Gelehrter, der nach Rom gekommen war, um sich durch eine Reisebeschreibung die Mittel zu einer Reise zu verschaffen. Seine antiquarischen und mythologischen Kenntnisse kamen Goethe sehr zu statten, und noch mehr seine Ansichten über die deutsche Prosodie, welche den Dichter ermunterten, die Iphigenie in jambisches Versmaaß zu übertragen. Goethe erwies sich dankbar gegen ihn, und ward sein „Wärter und Beichtvater, Finanzminister und geheimer Sekretär“, als er mit Ende November durch einen Armbruch für mehrere Monate an's Bett gefesselt wurde. Moritz selbst schrieb über Goethe an einen Freund in der Heimath: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen; wie warm empfinde ich dies jetzt. Wie ein wohlthätiger Genius konnte mir Goethe nirgends erwünschter erscheinen als hier. O warum kannst du nicht auch dich an seines Geistes milder Flamme wärmen! Ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt; die schönsten Träume längstverflossener Jahre gehen in Erfüllung.“

Ursprünglich sollte Rom das südlichste Ziel der italienischen Reise Goethe's sein. Aber er sehnte sich nun auch nach Neapel und Sizilien, und beschloß, nach dem Karneval dahin zu gehen, als seine Weimarer Freunde ihm zuredeten, und der Herzog ihn auf

unbestimmte Zeit seiner Amtspflichten enthob. In den letzten drei Wochen seines römischen Aufenthalts war er nun vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung, theils um aufzusuchen, was er von Merkwürdigkeiten noch nicht gesehen, theils um das Beste zum zweiten und dritten Mal zu betrachten: „Meine Liebschaften", äußerte er, „reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größeren und Echtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegenheben." Auch zeichnete er unter Anleitung der ihm befreundeten Künstler fleißig Bauten und Kunstwerke, wobei er jedoch auf's Neue merkte, welche breite Kluft zwischen Begreifen und Ausführen liegt. Zu den künstlerischen Freunden, mit welchen er fast ausschließlich verkehrte, gehörte in den letzten Wochen auch die berühmte Malerin Angelika Kaufmann, der er beim zweiten Aufenthalt in Rom noch näher trat. Das Karneval wollte ihm wenig behagen; er schrieb vielmehr nach Hause, man müsse das Karneval in Rom gesehen haben, um den Wunsch los zu werden, es je wieder zu sehen. Gleich nach Beendigung desselben, am 22. Februar (1787), reiste er in Tischbeins Gesellschaft nach Neapel ab, nachdem er beinahe vier Monate zu Rom verweilt hatte.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

In Rom gelangte Goethe zur vollständigen religiösen, sittlichen und ästhetischen Freiheit des Künstlers, und das ganze Gefühl der Versöhnung und Befriedigung, das er empfand, legte er in der Iphigenie nieder, unbestritten einem seiner besten Werke, welches in Italien in die Form umgegossen wurde, in der wir es jetzt besitzen. Der Umarbeitung hatte er auch in Rom seine Frühstunden gewidmet, und als er das Stück am 10. Januar 1787 nach Weimar schickte, nannte er es in dem Begleitbriefe, sein Schmerzenskind aus mehr als Einem Sinne." Die Freunde in Rom, denen er es vorgelesen hatte, waren, da sie etwas Berlichingisches erwarteten, mit Ausnahme der Angelika Kaufmann, wenig befriedigt, und auch

in Weimar fand es so kühle Aufnahme, daß der Dichter einige Monate später schrieb: „Ich merke wohl, daß es meiner Iphigenia wunderlich gegangen ist, und daß im Grunde mir Niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. Doch das soll mich nicht abschrecken, mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen.“ Auch Schiller äußerte sich noch nach Jahren ungünstig über das Stück. Das Urtheil eines neueren Literarhistorikers, Vilmar, dagegen lautet und zwar in Uebereinstimmung mit fast allen neueren Kritikern: „In der Iphigenie offenbart sich am Augenscheinlichsten die Lösung des großen Problems unserer neuen Dichterzeit: den Geist des Alterthums mit deutschem Leibe zu umkleiden, so daß der Geist den Leib als seinen Leib, der Leib den Geist als seinen Geist anerkennen muß. Die tiefe, majestätische Ruhe, welche über alle Figuren dieses Dramas bei der mächtigsten inneren Bewegung ausgegossen ist, die großartige Einfachheit der Handlung und der Sprache, die lichte Durchsichtigkeit des Ganzen, alles dies ist in dem vollsten Sinne des Alterthums, ist nicht eine Nachahmung, sondern eine lebendige Reproduktion desselben; zugleich aber wehet durch das Stück ein Geist der Innigkeit, ein leiser Hauch des Friedens (wie namentlich in der Wendung, welche der Dichter dem antiken Stoffe am Schlusse gegeben hat), und dieser

gehört zum deutschen Erbtheil. Handlung ist verhältnißmäßig wenig vorhanden, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser unserm Drama oft gemachte Vorwurf, dessen Richtigkeit auch Schiller anerkannte, begründet ist: es enthält mehr nur die Darstellung der Gesinnungen, diese sind zur Handlung gemacht und gleichsam vor die Augen gebracht worden. Eben durch diesen in einen Vorzug verwandelten Mangel aber ist Iphigenie ein stehendes Vorbild für unser Drama, welchem dieses bis dahin nur auf sehr unzulängliche Weise entsprochen hat, ein Vorbild und eine Warntafel für die, welche nur in der Handlung und zwar in der gehäuften Handlung, in dem Gewühl der Szenen das Wesen und die Wirkung des Dramas suchen, noch mehr Vorbild und Warnzeichen für die Andern, welche mit Vernachlässigung der Handlung in rednerischen Expositionen sich ergehen, und die Leere ihres dramatischen Rahmens mit Worten auszufüllen streben: hier können sie lernen, Gesinnung zur Handlung machen. Daß uns übrigens Iphigenie ferner steht als Götz, müssen wir denen, welche damals ganz andere Dinge als dieses griechische Drama von Goethe erwarteten, und sich durch die Iphigenie stark getäuscht fühlten, zugeben. Weit entfernt aber, daraus dem Dichter einen Vorwurf machen zu wollen, — dessen Größe eben darin besteht, das Verschiedenartigste mit

gleicher Virtuosität erfassen und beherrschen zu können — müssen wir ihm nur dankbar sein, daß er um den aufsprudelnden Geist seines Nationaldramas den uns auf unserer jetzigen Kulturstufe völlig unentbehrlichen Zaun des reinen griechischen Maaßes, die unentbehrliche feste Schranke antiker Form gezogen, und uns gezeigt hat, daß zwischen diesen zwei Endpunkten unsere ganze Dramatik, unsere ganze Dichtkunst sich bewegen müsse."

Ueber die Grundidee des Stücks sagt ein anderer Kritiker: „Es ist die Kraft, womit sittliche Wahrheit, tief ergreifende Innerlichkeit und Reinheit des weiblichen Gemüthes verklärend, sühnend und versöhnend auf Alles wirkt, was in ihre Nähe kommt; verklärend wirkt Iphigenie auf ihre ganze Umgebung, auf Thoas und seine Skythen, sühnend in der Heilung des Orestes und der Lösung des alten Fluchs, der auf dem tantalischen Hause liegt, versöhnend in der Löschung des zwischen Orest und Thoas entbrennenden Streites." In der That stimmt damit die eigene Erklärung des Dichters überein in den Versen, mit welchen er sein Drama dem Schauspieler Krüger übersendete:

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,

Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut;
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Die Handlung, auf welcher das Stück ruht, ist die Befreiung Iphigeniens aus dem Lande der Taurier, menschenopfernder Barbaren, in welches die Königstochter durch Fügung der Götter verschlagen worden, und in welchem Bande der Dankbarkeit und Freundschaft sie festhalten wollen; an diese Heimkehr knüpft sich die Entsühnung eines vom Götterfluch beladenen Königshauses. Indem der Friede und das Heil des Vaterhauses als Folge der Entsühnung außerhalb des Stückes liegt, mußte der Dichter, um von der entsühnenden Wirkung Iphigeniens den Zuschauer im Voraus zu überzeugen, das geheimnißvolle Einwirken eines Gemüthes auf ein anderes in einem hohen Grade von Anschaulichkeit darstellen, und dies ist mit vollendeter Kunst namentlich im dritten Aufzug geschehen, in welchem die Sühnung und Heilung des Orestes vom Furienwahnsinn des Muttermörders erfolgt. „So hat Goethe", sagt Viehoff, „hier das Meisterbild einer Seelenkur ausgeführt, welches im Ganzen wie in mehreren Einzelnheiten an

Lila*) erinnert, aber durch tieferes Eindringen in das innerste Weben der Gemüthswelt und durch Zartheit, Adel und Schwung der Darstellung jenes psychologische Gemälde weit hinter sich zurückläßt."

*) S. im 43. Kapitel.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Am 25. Februar 1787 langte Goethe in Neapel an, wo ein neues Leben für ihn begann. Statt sich wie in Rom beinahe ausschließlich der Kunst und der Vergangenheit zu widmen, gab er sich in diesem Paradiese mehr der frischen Gegenwart und dem heiteren Lebensgenusse hin: „Wenn man in Rom gern studiren mag“, schreibt er, „so will man hier nur leben; für mich ist es eine wunderliche Erfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen.“ Am Abend des 27., nachdem er die ersten Eindrücke aufgenommen hatte, schreibt er: „Man sage, erzähle, male, was man will, hier ist mehr als Alles! Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Lusträume! Wir sind auch

noch Abends in die Grotte des Posilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinschien. Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von den Gegenständen, die ich heute zum ersten Male sah, erhalten hatte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen." Mit Tischbein schwärmte er die Vollmondnächte hindurch auf den Plätzen, durch die Straßen, auf der Chiaga und am Meeresufer: „Es übernimmt Einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raumes; so zu träumen ist denn doch der Mühe werth!" Er machte Ausflüge in die Nähe und Ferne: nach Puzzuoli, Pästum, Caserta, nach den Ruinen des alten Capua, nach Pompeji und Herculanum; den Vesuv bestieg er drei Mal, nicht ohne sich durch Verwegenheit in einige Gefahr zu bringen. Bei der Betrachtung der Kunstschätze von Neapel war Tischbein wieder sein Führer; doch widmete er sich derselben nicht mit dem Ernst, der ihn zu Rom beseelt hatte. Auch das Theater behagte ihm nicht sehr: „Mir ist es ein großer Gukkasten; es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben." Dagegen gab er sich mit offener Seele dem Naturgenuß und der Geselligkeit hin. Die reiche Vegetation regte seine

botanische Spekulation wieder auf; am 25. März schrieb er nach Hause: „Während ich am Meere spazierte und still vergnüglich war, kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herder'n bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin, nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Kotylodonen ist so sublimirt, daß man schwerlich wird weiter gehen können." Das Meer zog ihn besonders in den stürmischen Tagen zu Anfang des März an, in welchem er vom Ufer aus die Wellen studirte: „Die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet."

Weil er sich in Neapel den Menschen anschließen wollte, so hatte er sein Inkognito aufgegeben. Er ging mit dem Fürsten von Waldeck, mit dem berühmten Landschaftsmaler Philipp Hackert, mit dem englischen Gesandten Hamilton, einem alten Raritätensammler, mit dem Juristen Filangieri und dessen an einen alten, reichen Fürsten verheiratheter exzentrischen Schwester, mit dem Landschaftsmaler Kniep und Andern um. Hackert sagte ihm über seine Zeichenübungen: „Sie haben Anlage, aber sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie Etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht." Hamilton besaß unter

andern Raritäten auch eine schöne zwanzigjährige Engländerin, die in griechischem Gewande, mit aufgelöstem Haare, mittelst einiger Shawls und einer mannigfaltigen Abwechselung von Stellungen, Geberden und Mienen die schönsten Antiken zu vergegenwärtigen wußte, und unsern Dichter an einigen Abenden ergötzte. Kniep wurde anstatt Tischbein's sein beständiger Gesellschafter und sein Reisebegleiter nach Sizilien, wohin er am 29. März nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Neapel auf einer Korvette absegelte. Unterwegs von der Seekrankheit befallen, schloß er sich mit dem Manuskript des Tasso in seine Kajüte ein, während Kniep die Umrisse und Ansichten der Küsten und Inseln zeichnete, und am 1. April ein heftiger Sturm wüthete.

Am 2. April befand er sich in der Bucht von Palermo, in der die Ausschiffung mit Mühe und Noth zu bewerkstelligen war, was ihm jedoch den Vortheil gewährte, vom Verdecke der Korvette die Ansicht der Stadt und ihrer Umgebung mit Muse zu genießen. Je weniger ihm die unregelmäßige und schmutzige Stadt selbst gefiel, um so mehr ergötzte er sich in der herrlichen Frühlingsvegetation der Umgebung, an den frischgrünenden Maulbeerbäumen, dem immergrünenden Oleander, den Zitronenhecken u. s. w. Besonders gern weilte er in einem öffentlichen Garten dicht an

der Rhede, der ihm den Garten des Alkinoos in's Gedächtniß rief, und ihn veranlaßte, sich einen Homer zu kaufen und denselben zu lesen: „Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen; die Beschreibungen, die Gleichnisse rc. kommen uns poetisch vor und sind doch unendlich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt.“ Wenn er Abends im hellen Schein des Vollmonds auf der Rhede oder vom Altan seiner Wohnung aus in die Ferne schaut, so ruft er aus: „Nun verstehe ich erst die Claude Lorrain und habe Hoffnung, auch dereinst im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen.“ Die Ausflüge, welche er machte, führten ihn in das fruchtreiche Thal des Orbito, in welchem er sich wieder geologischen und mineralogischen Forschungen hingab, in die Kirche der Rosalie auf dem Monte Pelegrino, auf das Schloß des Prinzen Pallagonia u. s. w. Sodann besuchte er den Antikensaal im Palast des Vicekönigs, die Katakomben außerhalb der Stadt, das Medaillenkabinet des Prinzen Torremuzza u. s. w. Auch des berüchtigten Cagliostro Familie besuchte und unterstützte er. In dem öffentlichen Garten ward die Idee in ihm rege, die Geschichte der Nausikaa zu dramatisiren, aber sogleich wieder durch botanische Spekulationen

über die „Urpflanze" verdrängt. Am 18. April verließ er die Stadt, um die Insel zu durchreisen, überall Bodenart und Gesteine, Pflanzenwuchs und Landeskultur studirend. Am 20. besichtigte er den einsam gelegenen Tempel von Segesta, vom 24. bis zum 27. die Alterthümer von Girgenti, vom 1. bis 6. Mai die von Catania, wo ihn nebstdem eine reiche Sammlung vulkanischer Produkte interessirte, und da der Gipfel des Aetna wegen des tiefen Schnees nicht zu besteigen war, er sich mit der des Monte Rosso begnügen mußte, von welchem ihn ein heftiger Sturm jedoch sogleich herabtrieb. Auf dem Weg nach Messina nahm er das Theater von Taormina in Augenschein, wo ihm das Panorama des Aetna und der Meeresküste bis Kalabrien vor den entzückten Augen lag. Am 9. Mai ritt er in das von dem großen Erdbeben von 1783 noch im Schutt liegende Messina ein, das er am 14. an Bord eines nach Neapel in See gehenden französischen Kauffahrers wieder verließ. Die Ueberfahrt, auf der ihn auch die Seekrankheit wieder befiel, war nicht ohne Gefahr, indem das Schiff am dritten Tage bei gänzlicher Windstille in die Strömung bei der Insel Capri gerieth, und an den Felsen zu zerschellen drohte. Die Passagiere lärmten und tobten gegen den Kapitän und den Steuermann, und vermehrten dadurch die Gefahr des Augenblicks.

Goethe ermahnte sie, die Hülfe der heiligen Jungfrau anzurufen, mit solcher Eindringlichkeit, daß sie sogleich auf die Knie fielen, und ihre Litaneien herleierten. Glücklicherweise erhob sich bald ein Wind, der den Gebrauch der Segel erlaubte und das Schiff rettete. Am 17. Mai lief es in den Golf von Neapel ein. Goethe hatte nun zwei Seefahrten unter dem Vorrath seiner Anschauungen. „Hat man sich nicht ringsum vom Meer umgeben gesehen", schreibt er, „so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt."

Der Eindruck der sechswöchentlichen sizilianischen Reise auf ihn war ein sehr günstiger. An all' diesen Küsten und Vorgebirgen, Golfen und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, Hügeln, Wänden, Gärten, Feldern, Bäumen, Reben, Wolkenbergen und dem Alles umgebenden Meer hatte dem Dichter, der ein Todfeind von Wortschällen war, die Odyssee Fleisch und Blut gewonnen. An Herder schrieb er: „Laß mich meine Gedanken kurz so ausdrücken: Die Alten stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Fürchterliche, wir fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet,

so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können.“ In seinen späteren Dichtungen, namentlich in Hermann und Dorothea, treten die Früchte der hier gewonnenen Einsicht in dem vorsichtigsten und beinahe ängstlichsten Maaßhalten in der Form hervor: er schildert die Sache in ihrem vollen Gehalte, aber auch nur die Sache, und hütet sich vor jedem Worte, das über den Gegenstand hinausginge. Sodann mußte er Sizilien gesehen haben, um eine vollständige Anschauung von Italien zu besitzen, wie er an Herder schreibt: „Italien ohne Sizilien macht kein Bild!“ Allein je glücklicher er sich in der Natur und in der Kunst fand, um so mehr wendete sich auch sein Blick von der Menschheit im Ganzen, und je mehr er für seine Person das Ziel der Freiheit und der Humanität erreichte, um so weniger interessirte ihn die Befreiung und Humanisirung der Gattung. Den weltumfassenden Humanitätsideen Herder's gegenüber zog er sich hartnäckig auf die Meinung zurück, es sei genug, wenn es hie und da einem Einzelnen gelinge, sich zu einem schönen, harmonischen und reichen Wesen zu entwickeln, für das Heil der Menschheit im Großen aber solle man wie für Regen und Sonnenschein den Himmel sorgen lassen. „Ich bin freilich“, schrieb er an Herder, „wie Du sagst, sehr an's Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger

kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Konstitution der unsrigen bleibt mir so wenig für sie als für Sizilien bei der seinigen zu| hoffen.“ Selbst das Interesse für Geschichte, das die Alterthümer Roms angeregt zu haben schien, trat auf den lachenden Fluren Siziliens wieder in sein Nichts zurück: er hieß den Führer schweigen, der ihm im Thal des Orbito von Hannibal erzählen wollte. Als ihm der dritte Theil von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ angekündigt war, schrieb er: „Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werde, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich selbst sagen, halte ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital, und Einer des Andern humaner Krankenwärter sein werde.“

Die Ausbeute des Aufenthalts in Sizilien bestand außer den vielen Zeichnungen in Kniep's Mappe und dem Entwurf einer Tragödie „Nausikaa,“ in welchem mit Zugrundlegung der Haupthandlung der Odyssee ein Mädchen dargestellt werden sollte, das, nachdem es alle Bewerbungen von sich gewiesen, sich von einem Fremdling angezogen fühlt, ohne daß eine Verbindung

möglich wird, in der Fixirung der Idee der Pflanzenmetamorphose. „Ferner muß ich Dir vertrauen," schreibt er an Herder, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmt werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles Uebrige anwenden lassen." Später, wenn von der Schrift „Metamorphose der Pflanzen" die Rede sein wird, werden wir auf den Gegenstand zurückkommen.

Während des zweiten Aufenthalts in Neapel verkehrte Goethe mit alten und neuen Bekannten, zu welch' Letzteren der Herzog von Ursel und seine Frau aus Brüssel, der Marquis Lucchesini, der Cava-

liere Venuti und die Herzogin Giovane gehörten; Tischbein war bereits wieder nach Rom abgereist. Nachdem er noch das Museum von Portici, den Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuoli u. A. besucht, und nachdem er von Kniep geschieden, „wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden,“ verließ auch er am 3. Juni, dem Dreieinigkeitstage, Neapel, und wendete sich Rom zu.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Am 6. Juni langte er zu Rom an, und ward durch das Frohnleichnamsfest am folgenden Tage schnell wieder „zum Römer eingeweiht.“ Auf diesem Fest entzückte ihn die Anschauung der nach Raphaels Kartonen gewirkten Teppiche, welche Kolonnaden und offene Räume zu prächtigen Gängen und Sälen umgestalteten. Er warf sich sogleich wieder mit allem Ernst in Kunststudien; schon am 20. schrieb er nach Deutschland, daß er wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und daß sein Geist sich reinige und bestimme. Da er sich von Tischbein etwas zurückgezogen, so ward jetzt Hackert, der übrigens bald mit Jenem nach Neapel zurückging, sein Führer. Nach dem Besuch der Gallerie Colonna schrieb er: „Wenn man gleich

wieder die Natur ansehen und wieder finden und lesen kann, was Jene (die Poussin, Claude, Salvator Rosa 2c.) gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, sondern Alles lebendiger Begriff ist." In die Farnesina führte ihn Angelika Kaufmann, und hier sah er die Originalien der Fabel der Psyche, deren Kopieen er zu Hause oft mit seiner Freundin betrachtet hatte. In der Sixtinischen Kapelle, in der ein reicher Kunstfreund, Graf Frieß, von den Malern Burg und Lips Aquarellkopieen ausführen ließ, brachte er in Kühle und Ruhe manchen heißen Sommertag zu. „Ohne die Sixtinische Kapelle gesehen zu haben," schreibt er, „kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was Ein Mensch vermag. Man hört und liest von viel großen und braven Leuten; aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen." Die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßten ihn auch wieder zu einem besonderen Studium des menschlichen Körpers. Sodann begeisterten ihn die vom Ritter Worthley aus Griechenland und Aegypten mitgebrachten Zeichnungen, und zu Ende des August die Ausstellung der franzö-

sischen Akademie. „Was ich thun kann," schrieb er nach Hause, „thue ich; ich häufe von allen diesen Begriffen und Talenten so viel auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit." Der aus dem Orient zurückkehrende französische Architekt Cassas belebte ebenfalls sein Interesse für ägyptische Kunstwerke. In Rom sowohl, wo er nach Tischbeins Abreise dessen kühlen Saal gemiethet hatte, als auch auf zahlreichen Ausflügen nach Tivoli, Frascati, Albano rc. übte er sich unter Hackerts Anleitung im Zeichnen nach der Natur und später, als die menschliche Figur ihn vorzugsweise beschäftigte, im Modelliren. Anfangs Juli schrieb er: „Im Zeichnen fahr' ich fort, Geschmack und Hand zu bilden; ich habe Architektur angefangen, ernstlicher zu treiben. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe setzen. Die rechte Methode wird mir von den Künstlern angedeutet. Ich halte mich zusammen, was möglich ist." Und am 22.: „Meine größte Freude ist, daß mein Auge sich an sicheren Formen bildet, und sich an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt' Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt."

Um in seinen Studien nicht gestört zu sein, suchte Goethe sein Halbinkognito so viel als möglich zu behaupten, und beschränkte seinen Verkehr auf den

frühern Freundes- und Künstlerkreis, dem er fortwährend Förderung seiner Bemühungen zu verdanken hatte. „Ich scheue mich," schrieb er nach Hause, „vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit; es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe." Auch die Liebschaften mied er: „Die italienischen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten, vor zehn Jahren hätten einige passiren können; nun ist diese Ader vertrocknet." In jenem Künstlerkreis verband ihn eine innigere Freundschaft mit Angelika Kaufmann und deren Gemahl Antonio Zucchi, bei welchem er jeden Sonntag zu Tische war, und den russischen Hofrath Reiffenstein, einen vertrauten Freund Winckelmanns, fand, der seit Jahren ganz dem Studium des Alterthums und der schönen Künste lebte. Zu dem Kreise gehörten außer dem uns schon bekannten Moritz, dem Goethe nun sein Pflanzensystem vortrug, der Bildhauer Trippel, der seine Büste für den Fürsten von Waldeck in Marmor arbeitete, Verschaffeldt von Mannheim, der ihn in der Perspektive förderte, der Graf Frieß, die Maler Hirt, Lips, Burg, und Heinrich Meyer aus Zürich, der seit einigen Jahren in Rom Kunstgeschichte studirte, und die antiken Büsten in Sepia trefflich nachbildete. Wie förderlich er Goethe war, geht aus einem Briefe desselben hervor: „Er hat

mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzig wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vornahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille, wahre Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können."

So sehr sich nun Goethe auch den umfassendsten Kunststudien hingab, so ließ er deshalb doch die Poesie

nicht bei Seite; vielmehr vollendete er schon am 5. September den Egmont, auf den wir zurückkommen werden. Den Vorwürfen der Weimarischen Freunde gegenüber rechtfertigt er sich mit den Worten: „Daß ich zeichne und die Kunst studire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel.“ Seine Kunststudien legte er später im Wilhelm Meister nieder. Im September erhielt er auch die vier ersten Bände seiner bei Göschen erschienenen Werke, und schrieb darauf: „Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß mich diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, hier in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe dri'n, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben!“

Nachdem in der Mitte des September (1787) die große Hitze etwas nachgelassen hatte, ging Goethe mit Hofrath Reiffenstein auf einige Wochen nach Fraskati, und im Oktober hielt er in Castel Gandolfo eine Villagiatur. Er zeichnete und gab sich, namentlich an letzterem Orte, der zwanglosesten muntern Geselligkeit hin, in der sich einige Freunde und Freundinnen aus Rom daselbst bewegten. Unwillkommen war es ihm im höchsten Grade, als die alte Herzogin, Her-

der und andere Weimarer ihn, durch seine Briefe angeregt, mit einem Besuch bedrohten, und er redete ihnen daher ein, die Reise erst mit der schönen Jahreszeit zu beginnen. Aus dem lustigen Leben in Castel Gandolfo erwuchs ihm eine neue Liebe, nachdem er sich während seines bisherigen Aufenthalts in Italien „von Frauen bis zur trocknen Unhöflichkeit fern gehalten." Eine dunkelbrünette römische Nachbarin Goethe's und eine junge hellbrünette Mailänderin forderten zu gleicher Zeit seine Neigung heraus, bis er sein Herz der letzteren zuwendete. Der Unterricht im Englischen bot das Mittel zu zärtlicher Annäherung; aber bald erfuhr er, daß die Geliebte Braut sei, und nun hielt er sich in rücksichtsvoller Entfernung und suchte ein offenes Freundschaftsverhältniß herzustellen. Daß er nicht ohne innern Kampf über sich selbst siegte, deuten wohl die Verse des aus dem Verhältniß entsprungenen Liedes, das er sein „Leibliedchen" nannte, an:

Kupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden;
Wie viele Tage und Nächte bist Du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Ein zweites aus dem gleichen Verhältniß entsprungenes Lied ist das herrliche „Amor als Landschaftsmaler", welches in plastischer Weise darstellt, wie

erst die Liebe diesen Landschaften eine zauberische Beleuchtung, eine wundervolle Harmonie der Töne verleiht. Uebrigens hat der Dichter über dem Verhältnisse einen Schleier gelassen.

Am 27. Oktober war er wieder in Rom, und schrieb nach Hause: „Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt, und finde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend Alles, was außer mir ist. Diese ersten Tage habe ich mit Briefschreiben zugebracht, und die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert; die nächste Woche soll es an neue Arbeit gehen.“ Zu dieser neuen Arbeit gehörten Faust und Tasso; allein die Ankunft seines Landsmannes Kayser, den er nach Rom beschieden, um unter seinen Augen seine Theaterstücke zu komponiren, versetzte ihn bald mit ganzer Seele in das Element der Musik. Jetzt erst studirte er „recht die Gestalt des Singspiels,“ besuchte die Kirchenmusiken fleißig, arbeitete Erwin und Elmire, Claudine von Villabella und Künstlers Erdenwallen um, und fügte Künstlers Apotheose hinzu, indem er „zu diesen Jugendeinfällen erst jetzt die Studien gemacht habe, und ihm alles Detail lebendig sei.“ Diese Arbeiten vermittelten seine Rückkehr von der Praxis der bildenden Kunst zur Poesie. Der endliche Entschluß dazu kostete manchen Kampf, und wurde durch

manchen Rückfall verzögert; denn sich zum ausübenden Künstler zu bilden, war fast der einzige Inhalt seines bisherigen Strebens im Lande der Kunst gewesen. „Die Opern," schreibt er am 5. Januar 1788, „unterhalten mich nicht; nur das innig und ewig Wahre kann mich noch erfreuen," — und wirft sich wieder in das Studium der menschlichen Gestalt. „Das Interesse an der menschlichen Gestalt," heißt es in einem Briefe vom 10. Januar, „hebt nun alles Andere auf. Ich fühlte es wohl, und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist Alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht heraus finden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge . . . . . . Meine fleißige Vorbereitung im Studium der ganzen Natur, besonders der Astrologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh ich, jetzt genieße ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen." Doch überzeugt er sich durch die Betrachtung der Geringfügigkeit seiner Leistungen immer mehr, daß er zum ausübenden Künstler nicht geboren sei. Am 6. Februar schrieb er nach Hause: „Ich bin recht still und rein, und jedem Rufe ergeben und bereit. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt; ob

ich also ein Bischen mehr oder weniger pfusche, ist Eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums; mein Genuß ist friedlich und genügsam!" Und am 22. Februar: „Täglich wird mir's deutlicher, das ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent exkoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue." In der That nahm er sogleich den Faust wieder vor, und führte namentlich im Garten Borghese die Szene der Hexenküche aus. Doch störten ihn fortwährend noch die Spekulation über die Gesetze der Pflanzenorganisation und allerlei Untersuchungen über die Farben; ebenso das Karneval, das er mit weit mehr Interesse als voriges Jahr betrachtete und mitlebte, und die großen kirchlichen Feierlichkeiten um Ostern, unter denen ihn besonders das Miserere in der Sixtinischen Kapelle interessirte.

Nach der „heiligen Woche" bereitete er sich zur Abreise vor. Er durchwanderte noch einige Male die „ewige Stadt", besuchte die Kunstsammlungen und nahm Abschied von seinen Freunden, sowie auch von

der schönen Mailänderin. In Angelika's Garten pflanzte er einen Piniensprößling, in einen Garten an der Sixtinischen Straße einige Dattelbäumchen; in einer der letzten Vollmondsnächte bestieg er noch ein Mal das Kapitol. Am 21. oder 22. April verließ er in schmerzlichen Empfindungen die Stadt, unaufhörlich die Ovid'schen Distichen rezitirend!

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
  Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
  Gleitet vom Auge mir noch jetzo die Thräne herab.

Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
  Luna, sie lenkt' in der Höhe nächtliches Rossegespann;
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann kapitolische Tempel,
  Welchen umsonst so nah unsere Laren gegränzt.

Noch im Herbst schrieb er an Heinrich Meyer: „Ich kann und darf nicht sagen, wie viel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe.“ Wie ihn nach Italien die Iphigenie begleitet hatte, so begleitete ihn aus Italien Tasso, den er theilweis zu Florenz vollendete, wo er sich meist in den Lust- und Prachtgärten aufhielt. Ueber Mailand reiste er sodann nach Deutschland zurück, und traf am 18. Juni 1788 nach mehr als anderthalbjähriger Abwesenheit wieder in Weimar ein.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Wir wissen, daß die Tragödie „Egmont" schon im Jahr 1775 in Frankfurt begonnen und im Jahr 1782 in Weimar zu einem gewissen Abschluß gebracht worden war. Sie entstand also in einer Zeit, in welcher der Freiheitskampf der Nordamerikaner die Augen der Welt auf sich zog, und wurde vollendet in einer Zeit (1787), in welcher sich das Volk der österreichischen Niederlande zur Vertheidigung seiner Verfassung gegen den Autokraten Joseph II. erhob, und in Holland die oranische und republikanische Partei in Waffen gegen einander standen. Als das Stück in Weimar ankam, befriedigte es noch weniger als Iphigenie; namentlich sprach sich Herder sehr stark dagegen aus, wie auch Schiller später, und zwar mit mehr Recht

als über die Iphigenie, seine unerbittliche kritische Geisel über dasselbe schwang. Vilmar beurtheilt es mit folgenden Worten: „Egmont hat sich nicht wie Iphigenie und Tasso aus der Prosa zur Poesie erhoben, womit jene zugleich aus dem Bruchstückartigen zu einem edeln geschlossenen Ganzen, aus der Gedrücktheit dürftiger Charaktere zu einer idealen Haltung derselben emporgestiegen, und es klebt daher diesem Drama vielmehr als selbst fast irgend einem Werke Goethe's eine gewisse Ungleichartigkeit und sogar ein fühlbarer Mangel an Abschluß und Vollendung an, wie denn wohl die Verurtheilungs= und Hinrichtungsszene noch Niemanden, der vom griechischen Drama oder von Shakespeare, oder von Iphigenie und Tasso herkommt, befriedigt haben wird; es sind mehr an einander gereihte Studien als ein vollständiges Drama, und der Charakter des Helden hat zu wenig tragische Größe, wenn man auch nicht mit Schiller so viel Gewicht darauf legen will, daß er in der Geschichte größer gewesen sei, als er im Drama erscheint. Der Glanzpunkt liegt in den Szenen mit Klärchen, die auch die ältesten und wiederum aus den eigenen Erlebnissen des Dichters geschöpft sind, auch sich die Zuneigung des Publikums in einem ungewöhnlich hohen Grade — den übrigen oft verschmähten Dichtungen Goethe's gegenüber — erworben und erhalten haben.“ Das

Stück ist wie der Götz ein Charaktergemälde, und kein historisches Drama; vielmehr unterschiebt es dem verheiratheten und bejahrten historischen Egmont einen jugendlichen, unverheiratheten, freiheitsdurstigen mit Eigenschaften, die der Dichter seinem eigenen Wesen abgeborgt hat. Auch ist es nicht der Kampf der allgemein menschlichen Freiheit, der in dem Stück verherrlicht wird, sondern der Kampf der persönlichen und speciell der aristokratischen Freiheit gegen die Uebergriffe „gut berechneter Despotie", wie im Götz der Kampf der ritterlichen Freiheit gegen die gleichmachende neue Zeit, und in beiden Stücken steht Goethe daher in politscher Beziehung auf einem sehr konservativen Boden. Daher läßt Goethe seinen Helden auch die kühne Volkskraft zurückdrängen, und die Bürger, die sich zur Vertheidigung ihrer Freiheit zusammenrotten wollen, mit den Worten abmahnen: „Ein ordentlicher Mann, der sich redlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht." Aus diesem Gesichtspunkt sind die für so vortrefflich erklärten Volksszenen in dem Stück zu beurtheilen.

Eine zweite Frucht des letzten Aufenthalts in Rom ist die Umarbeitung der beiden Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villabella" in ihre jetzige Gestalt. Auch sie waren schon im Jahre 1775

entstanden*), haben aber durch die Uebersetzung der Prosa der Sturm- und Drangperiode in zierliche Jamben und durch die Veränderung der Anlage und des Gangs der Handlung bedeutend gelitten. Der Componist der neuen Gestaltung war Kayser. Auch „Künstlers Erdenwallen" war schon 1775 entstanden**), erfuhr jedoch keine bedeutende Veränderung in Rom. In „Künstlers Apotheose," einer Ergänzung des Erdenwallens, der an Inhalt durch ihren Titel bezeichnet ist (die Apotheose wird im Beifall der Welt und im Entzücken des Malerlehrlings gefeiert), können die folgenden Verse als Goethe's Glaubensbekenntniß auch für die Dichtkunst gelten:

Dem glücklichen Genie wird's kaum ein Mal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen.
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen!

---

*) Vergl. Kapitel 39.
**) Vergl. Kapitel 38.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Die italienische Reise hatte dem Geiste unseres Dichters wieder die jugendliche Spannkraft verliehen, die unter Akten und Experimenten zu erliegen gedroht. Noch im späten Alter gestand er, im Vergleich mit Italien nie wieder froh geworden zu sein: „Wohl hatte Mignon recht, sich dahin zu sehnen.“ Er betrachtete den Aufenthalt daselbst als eine Wiedergeburt, als eine „neue Lebensepoche, in der die Summe unentwickelter Kräfte zusammenschließt.“ An Schiller schrieb er später: „Alles, was ich in dieser Epoche geschrieben, hat mehr den Charakter eines Menschen, der einem Druck entgeht, als der in Freiheit lebt, eines Strebenden, der erst nach und nach gewahr wird, daß er erst den Gegenständen, die er sich zuzueignen denkt,

nicht gewachsen ist, und der am Ende seiner Laufbahn fühlt, daß er erst jetzt fähig wäre, von Vorn anzufangen." Und wenn in Italien die Poesie vor den Kunst- und Naturstudien in den Hintergrund zu treten scheint — „es ist nicht das erste Mal, daß ich das Wichtigste nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillisiren und rechten" —, so zog jene doch ihren Nutzen aus dieser Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit. Des Einflusses des italienischen Aufenthalts auf den Dichter und Künstler haben wir*) bereits gedacht; hier hätten wir noch die Entwickelung des Menschen überhaupt zu erörtern. Erwähnt ist schon, wie Goethe sich vor der Idee der Humanisirung der Menschheit im Ganzen und Großen mit der Sorgfältigkeit und Aengstlichkeit des Philisters abschloß, wie er die Befreiung vielmehr als Privatsache betrachtete. Und innerhalb des Privatkreises gelangte er in Italien zur höchsten Stufe der ästhetischen, religiösen und sittlichen Freiheit. Unter dem milden Himmel erhob er sich gleich dem Volke, das unter ihm lebt, über die engen und unschönen Schranken nordischer Sitte:

O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,

*) Im 63. Kapitel.

Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
  Düst're Wege zu späh'n, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne:
  Phöbus ruft, der Gott, Formen und Farben hervor.

In der schönen Natur lebt er ein ästhetisches Leben, eine zweite unbeschränkte Jugend, deren Ausdruck die sinnlichen „Römischen Elegieen" sind; und dem Vorwurf von Freund und Feind antwortet er:

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
  Daß Martial sich zu mir auch, der Verweg'ne gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
  Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schau'n mich treulich bestrebe?
  Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
  Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die Du, o Muse, so emsig gepfleget,
  Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
Ja sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder,
  Will mich anders; doch Du, Muse, befiehlst mir allein!
Denn Du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
  Frisch erneust, und sie mir bis zu Ende versprichst.

Sein Verhältniß zum Christenthum hatte sich geändert; aus einem „dedizirten Nichtchristen" war er ein dedizirter Widerchrist geworden. Er schrieb aus Italien: „Wenn Lavater seine ganze Kraft an-

wendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hole Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der Eine (Lavater) ungestraft sagen: Alles, was lebt, lebe durch Etwas außer sich? Würde der Andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung von Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? Würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie sich nicht hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur ist, was er ist, und wo wir Alle gleiche Ansprüche haben?" Wie sehr ihm die deutsche christliche Baukunst zuwider geworden war, haben wir gesehen; und die christlichen Gemäldestoffe erschienen ihm „abscheulich dumm und mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigen, in denen man sich immer auf der Anatomie, dem Schindanger und Rabenstein befände, worunter aus zehn Aufgaben kaum Eine hätte gemalt werden sollen, die dann ihrerseits der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen durfte." In den Venetianischen Epigrammen führt er das Kreuz unter den vier Dingen auf, die ihm wie Gift und

Schlange zuwider sind, und will er jeden Schwärmer vor dem dreißigsten Jahr an's Kreuz geschlagen wissen, damit er nicht aus einem Betrogenen ein Betrüger werde. Er nennt seinen Haß gegen das Christenthum einen „wahrhaft Julianischen,“ und weigert sich im Jahr 1796, der Taufe von Schillers zweitem Sohn beizuwohnen, „weil ihn diese Zeremonie gar zu sehr verstimme.“

Die innere Freiheit, zu der er gelangt war, dokumentirte sich sogleich nach seiner Rückkehr in dem Verhältniß, das er zum Schrecken aller zimpferlichen Salondamen mit Fräulein Christiane Vulpius einging, und das von unsern Sitten und Gesetzen als Konkubinat verdammt wird, sodaß nur ein allmächtiger Fürstengünstling diesen zum Trotz wagen durfte, es offen vor aller Welt Augen zu behaupten. Bei einem Spaziergang im Park — „ich ging im Wald so für mich hin, und Nichts zu suchen, das war mein Sinn“ — trat ein junges Mädchen zu ihm, um eine Bittschrift zu überreichen, ein hübsches Kind von zierlicher Gestalt: „Kurze Locken ringelten sich um's zierliche Hälschen, ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.“ Goethe fühlte — wobei wir allerdings in Anschlag bringen müssen, daß er bald vierzig Jahre zählte, und mancherlei Versuche, sich zu verheirathen, aus unbekannten Gründen früher gescheitert waren — Neigung zu Christiane; sie besuchte ihn öfter;

„lieblich gab sie Umarmung und Kuß bald ihm gelehrig zurück,“ und gebar ihm am 25. Dezember 1789 einen Sohn, August, den einzigen, der am Leben blieb (die nachgebornen Kinder starben früh). Sie war keine Salondame, und Goethe führte sie auch nie in die Gesellschaft ein; aber sie beglückte ihn, indem sie „in naiver, anspruchloser Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Mißmuth zu verscheuchen, und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Hingebung an Kunst und Wissenschaft zu erleichtern wußte.“ Nach der Geburt des ersten Knaben nahm Goethe sie und bald darauf auch ihre Schwester und Tante in sein Haus auf. Daß sie aber nicht etwa blos seine Haushälterin war, würde die Theilnahme an den naturwissenschaftlichen Beschäftigungen des Geliebten beweisen, wenn dessen Gedichte nicht laut genug sprächen. „Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse,“ sagt Goethe, „gaben mir Muth und Stimmung, die römischen Elegieen auszuarbeiten und zu redigiren; die venetianischen Epigramme gewann ich unmittelbar darauf.“ Gerade diese Elegieen aber und viele der Epigramme wurden der poetische Ausdruck des Liebesverhältnisses, dessen glückliche Stunden auch die „Morgenklagen“ und die Elegie „Metamorphose der Pflanzen“ malen, von welch' Letzteren der Dichter sagt: „Höchst willkommen

war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne Neigung steigerte und vollendete." Wenn in den Gedichten der Name der „kleinen Freundin" nicht vorkommt, so sagt der Dichter selbst darüber:

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

Erst nach achtzehnjähriger Verbindung (im Jahre 1806) mit der Geliebten ließ Goethe über seinen „Ehestand" den „Segen der Kirche" sprechen, was indeß eine sehr hohnvolle Konzession an die herrschenden Vorurtheile war. Nach wie vor lebte er glücklich mit Christiane, für deren Werth wohl am Beredtesten die am Tag ihres Todes (6. Juni 1816) gedichteten Verse des damals siebenundsechzigjährigen Dichters sprechen:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewin meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

———

Schon in Italien war Goethe darüber mit sich in's Reine gekommen, in die früheren amtlichen Verhältnisse nicht mehr einzutreten; und der Herzog entsprach seinen Wünschen, indem er am 11. April 1788 einen Kammerpräsidenten ernannte. Goethe behielt nur die Bergbaukommission bei, wozu später noch die Aufsicht über die Anstalten, für Kunst und Wissenschaft zu Weimar, Jena und Eisenach kam; überdies hatte er das Recht, den Sitzungen des Kammercollegiums, so oft er wollte, auf dem für den Herzog bestimmten Sessel beizuwohnen. Er war daher auch von dieser Seite in den Stand gesetzt, ein seiner Neigung entsprechendes zurückgezogenes Leben zu führen; und die weimarische Gesellschaft war sehr erstaunt, statt der gehofften Offenheit und Hingebung eine Zurückhaltung zu finden, die selten einen Blick in das Innere des Heimgekehrten gestattete. Goethe war von einer tiefen Verstimmung gegen die Abgeschmacktheit und Fadheit der vornehmen Zirkel durchdrungen; nur mit dem Herzog erhielt sich sein Verhältniß auf dem alten Fuß. Der Verkehr mit seinen Freunden wurde immer seltener, da ohnedies Herder, dem er sich sehr nahe angeschlossen hatte, schon im August 1788 ebenfalls nach Italien ging. Selbst das Verhältniß zu Charlotte Stein löste sich namentlich in Folge der Liebe zu Christiane. Aus Palermo

hatte er ihr geschrieben: „Geliebteste, mein Herz ist bei Dir; und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit, gleichsam Alles weggeläutert hat, was die letzte Zeit über zwischen uns stockte, so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen.“ Indessen schon in Rom, wo die schöne Mailänderin sein Herz fesselte, waren die Briefe magerer und kälter geworden; und als er in Weimar ankam, fand er die sechsundvierzigjährige Frau, die hinsichtlich jenes Verhältnisses sein „Vertrauen unfreundlich genug aufgenommen“ hatte, in „einer sonderbaren Stimmung,“ die sich bis zum Bruch steigerte, als sie des ehemaligen Geliebten neue Liebe erfuhr. Auf ihren Absagebrief antwortete er am 1. Juni 1789 u. A. im Bezug auf Christiane: „Und welch' ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpfe gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?“ Gleichwohl ging ihm der Bruch so nahe, daß er in einem späteren Briefe sich sogar herabließ, das Verhältniß zu entschuldigen, allein vergebens; er mußte wenige Wochen später seinen Tasso mit den Versen schließen:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide!

Auch nach Außen verkehrte er wenig mehr mit Freunden; er war ihnen allen innerlich mehr oder weniger fremd geworden. Merck hatte sich in einer verunglückten industriellen Spekulation zu Grunde gerichtet, schrieb gebrochenen Muthes Briefe, in denen er sich nicht mehr des „Du" zu bedienen wagte, und machte trotz Goethe's und des Herzogs Aushilfe, die freilich nicht zulänglich war, im Juni 1791 seinem Leben ein gewaltsames Ende.

In solcher Zurückgezogenheit beschäftigte sich Goethe zunächst mit seinem Tasso, den er im Juli 1789 zum Abschluß brachte. Er selbst sagt, daß er dieser Dichtung vor allen sein Herzblut gegeben habe. Wie wir wissen, so reicht der Anfang derselben in das Jahr 1777 zurück; auf der Fahrt nach Sizilien wurde sie „im Wallfischbauch um und um, durch und durchgedacht", und in den Prachtgärten von Florenz fortgesetzt. „Hier schrieb ich", berichtet er, „die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle (bei der Trennung von Italien) unmittelbar zurückrufen. Dem Zustand meiner Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweis behandelt ist, und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater beinahe unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Lokal nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leiden=

schaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten." Vilmar urtheilt von dem Stück: „Tasso leidet zwar an demselben Mangel an Handlung, welcher der Iphigenie ist vorgerückt worden; dagegen ist die Charakterzeichnung dieses Stückes wohl das Feinste, Zarteste, Durchsichtigste, und doch zugleich Festeste und Gemessenste, was unsere gesammte Dramatik aufzuweisen hat. Für das feinere Ohr ist es ein Genuß, der sich kaum mit einem andern vergleichen läßt, in der Einleitung des Stücks, dem Dialog zwischen der Prinzessin und Eleonore, die ganze Exposition des Dramas zum Voraus zu vernehmen, die leisen Töne unter dem scheinbar gleichgiltigen Gespräche durchklingen zu hören, welche nachher erst in ihrem vollen Klange zur Harmonie des Ganzen zusammenschlagen, es wird hier dem, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht und liebt, ein Genuß dieser Art geboten, den er nirgends wieder findet — dem, welcher aus einem einzelnen Zuge, einem

Worte, einem Satze einen Charakter zu enträthseln, und Prognostika für dessen Konflikte mit der Welt zu stellen vermag, ein Problem vorgelegt, an dem er sich immer von Neuem und stets mit erhöhtem Vergnügen versuchen wird. Kaum giebt es ein Produkt unserer Literatur, welches so geeignet ist, dem Geschmack an alltäglichen, mit Stoff überfüllten Romanen und an dem Unterhaltungsfutter überhaupt so von Grund aus und für immer zu verderben, wie Goethe's Tasso, zu dem man zehn Mal zurückkehren kann, und doch nur, um ihn das elfte Mal mit noch größerem Genusse zu lesen. Uebrigens hat Tasso mit Werther einige Aehnlichkeit — nicht sowohl in der äußeren Oekonomie oder in der Gegeneinanderstellung der poetischen Formlosigkeit und Ungebändigtheit gegen die weltmännische Gemessenheit, worin von Manchen die Aehnlichkeit gesucht worden ist — als vielmehr in dem Umstande, daß Tasso eigene Erlebnisse und Zustände des Dichters schildert, welche dieser wie im Werther in der Dichtung von sich ablöste, und zu selbstständigen, hellen Gestalten sich krystallisiren ließ." Der Tasso ist die Darstellung des unbefriedigten Dichtergemüthes, das den Konflikt mit dem Hof- und Staatsleben nicht etwa löst, sondern durch Resignation, durch Entsagung bei Seite schiebt.

Wahrscheinlich ebenfalls erst im Jahr 1789 ent-

standen sind die „Römischen Elegieen", von welchen wir oben erwähnten, daß sie in inniger Beziehung zur Liebe zu Christiane standen. Veröffentlicht wurden sie erst in den Horen von 1795. Schlegel nennt sie eine Bereicherung der römischen Poesie, charakterverschieden von Properz, Tibull und Ovid, obwohl diese dem deutschen Dichter als Muster gedient. Sie preisen die Genüsse der sinnlichen Liebe; dabei ist Goethe, wie Schlegel sagt, duldsamer als seine römischen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Doch erscheint nachher die gefällige Römerin so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergessen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eignen Natur widersprechen, wenn sie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrausend, sondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig, und schwärmt in ihrem Muthwillen so lieblich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewohnte Stirne zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnun-

gen Nachdruck zu geben.“ Schiller nennt Goethe den deutschen Properz, und sagt gegen die Anklage üppige, verführerische Gemälde aufgestellt zu haben: „Die Gesetze des Anstands sind der unschuldigen Natur fremd, nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er aber auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm. Bist Du, der Du ihn liesest und hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst Du es nicht ein Mal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es Dein Unglück, und nicht das seine; Du verläßest ihn, er hat nicht für Dich gesungen.“ — Dagegen entstanden in den ersten Zeiten der Liebe zu Christiane die „Morgenklagen“ von ähnlicher Tendenz wie die Elegieen, und sodann die didaktische Elegie „Metamorphose der Pflanzen“, welche das Entstehen, das Wachsthum und die Reife der Liebe schildert.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Die im vorigen Kapitel angeführten Dichtungen sind aber nicht die einzigen, welche in den nächsten Jahren nach der Rückkehr aus Italien entstanden. Im Frühjahr 1790 war Goethe wieder nach Venedig gegangen, um die aus Italien zurückkehrende alte Herzogin abzuholen. Dem mehrwöchentlichen Aufenthalt daselbst, während dessen er sich jedoch hauptsächlich Kunst- und Naturstudien widmete, entsprangen die „Venetianischen Epigramme", in welchen sich Alles abspiegelt, was den Dichter seit seiner Rückkehr aus Italien bewegt und gequält hat, sein Liebesglück, der Ekel an der französischen Revolution, an den letzten Exzentrizitäten der Originalgenies in Deutschland und an der bestehenden Welt überhaupt, deren Fachgelehr-

ten ihn noch dazu in der Verachtung seiner naturhistorischen Forschungen empfindlich kränkten. Er schwingt seine Geißel über Fürsten und Demagogen, über Pfaffen und Freigeister, ja über die ganze Menschheit:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch, so der Hund.

Auch seine nunmehrige Unbehaglichkeit in Italien spricht sich in dem philiströsen Distichon aus:

Deutsche Redlichkeit suchst Du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Im Juni desselben Jahres (1790) befand er sich mit dem Herzog in dem preußischen Feldlager in Schlesien, hauptsächlich zwar ebenfalls wieder mit Naturstudien beschäftigt, die ihn zu häufigen Wanderungen in's Riesengebirge und zu einem Besuch der berühmten Berg- und Hüttenwerke von Tarnowitz und der Salzwerke von Wielitzka führten. Weder das militärische Leben, noch der Kongreß von Reichenbach, welcher die Kriegsgefahr vorläufig zerstreute, fesselten ihn. Es war ihm nur wohl in der Natur; an Jacobi schrieb er: „In der Art, auf dem Wege, wie Du mein botanisches Werkchen wirst gesehen haben, setze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort, und wende alle Kunstgriffe an, die meinem Geiste verliehen sind,

um die allgemeinen Gesetze, wornach die lebendigen Wesen sich organisiren, näher zu erforschen. Es entstanden jedoch in Schlesien einige Epigramme, darunter das „Feldlager“:

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach;
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesiens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein.
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin; o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns, Kupido, den Krieg.

Nach seiner Rückkehr im Oktober suchten die alte Herzogin und Herder unsern Dichter zur Vollendung des Wilhelm Meister anzuspornen; allein die Zeitereignisse drückten ihn so sehr, daß er, wie er später an Schiller schrieb, aufgehört hatte, Dichter zu sein, und sich wieder in seine naturhistorischen Liebhabereien versenkte. Seine Poesie erhielt erst wieder einen Impuls, als er mit dem 1. Mai 1791 die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters in Weimar übernahm, für das er zunächst mehrere Opern- und Singspieltexte umarbeitete, und einige Prologe und Epiloge dichtete. Sodann aber gab die neuangeregte Liebe zur Bühne den Anstoß zur Ausführung eines Singspiels und eines Lustspiels, mit deren Idee er sich schon längst trug. Das Singspiel „Die ungleichen Hausgenossen“ kam je-

doch nicht zu Stande; es blieben nur die eingeflochtenen Arien für die Gedichtesammlung übrig, von welchen wir eine zur Probe der damaligen Lyrik Goethe's mittheilen:

Erster Verlust.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich um's verlor'ne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Das Lustspiel dagegen, „Der Großkophtha", wurde im Jahre 1791 vollendet. Großkophtha nannte sich der sogenannte Graf Cagliostro als Wiederhersteller der ägyptischen Maurerei. Den Stoff zum Lustspiel lieferte die berüchtigte Halsbandgeschichte, in welcher jener Betrüger mitwirkte, die Gräfin Lamothe durch Mystifikation des Herzogs Stohan, Bischofs von Straßburg, und unter Mißbrauch der Königin Marie Antoinette in den Besitz eines anderthalb Millionen Franken werthen Halsbands zu setzen. Allein daß

das Stück die Tendenz hatte, die Erbärmlichkeit „hoch-adeliger" Kreise ebensowohl zu veranschaulichen, als das Treiben der Theils betrügerischen, Theils betrogenen Geheimbündler jener Tage, so machte es nirgends Glück, obwohl es zu den besten politischen oder sozialen Dichtungen Goethe's zählt. In einem der beiden in die Gedichtesammlung übergegangenen, aus einer ersten Bearbeitung stammenden „Kophtischen Lieder" spricht sehr charakteristisch der industrielle Geheimbündler:

Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht, auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Ebenso sagt im Lustspiel der Domherr: „Den Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweiten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von dem Menschen nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben, daß alle vorzüglichen Männer nur Marktschreier waren und sind, klug genug, ihr Ansehen und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu gründen."

Achtundsechzigstes Kapitel.

Ueber die Beschäftigungen, welchen sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien außer der Poesie hingab, sagte er selbst: „Im Lauf von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht. Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen, und mir einen reinen und vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um ein lebendiges Gebild als Muster alles Künstlichen zu bereiten. Das Dritte, was mich

befestigte, waren die Sitten der Völker: an ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst, noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe die menschliche Gesellschaft. Wie ich mich nun in diesen Regionen hin- und herbewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich schriftlich zu verfassen, was mir am Klarsten vor dem Sinne stand, und so ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet, und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl, einen andern, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das römische Karneval; sie zeigen sämmtlich, was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene großen Weltgegenden genommen hatte." Diese sämmtlichen Aufsätze und noch einige anderen entstanden noch im Jahr 1789. Der letzte fand den größten Beifall; dagegen erklärten die Fachgelehrten den zweiten für eine poetische Spielerei. In diesem „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären," wies Goethe nach, was ihm in Italien zur Ueberzeugung geworden war, daß alle Pflanzen-

theile identisch, daß, „möge eine Pflanze sprossen, blühen oder Früchte bringen, es doch immer dieselbigen Organe seien, welche in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veränderten Gestalten die Vorschrift der Natur erfüllen," eine Idee, die erst in späteren Jahren Anerkennung finden sollte.'

Durch den Widerspruch der Fachgelehrten ließ sich Goethe jedoch weder in seinen botanischen, noch überhaupt in seinen naturhistorischen Forschungen beirren; er gab denselben vielmehr einen immer größeren Umfang, und wir sehen ihn in dieselben auf allen seinen Reisen, sogar unter dem Donner der Kanonen versenkt. In Venedig bestärkte ihn ein günstig geborstener Schafschädel, dem er auf einem Kirchhof begegnete, in der Ueberzeugung, „ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten, und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit in's Verborgene bescheiden zurückzieht." Mit der Idee, daß die Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien, beschäftigte er sich sodann vorzugsweise in Schlesien, und begann darüber auch eine osteologische Abhandlung. Neben den botanischen und osteologischen Spekulationen liefen aber

auch noch optische Forschungen her, in welchen er minder glücklich war, die aber nichts destoweniger die besten Kräfte seiner späteren Jahre in Anspruch nahmen. Schon in Italien hatte er den Gesetzen der Entstehung der Farben nachgesonnen, und jetzt (im Jahre 1791) glaubte er durch Studien und Experimente die Entdeckung gemacht zu haben, die Newton'sche Hypothese über die Entstehung der Farben sei falsch. Allein alle Physiker, mit welchen er sich deßhalb in Verkehr setzte, darunter der berühmte Lichtenberg in Göttingen, wiesen ihm nach, daß er nicht Mathematiker genug sei, um Physiker zu sein, und daß er gegen Newton Unrecht habe. Mit dem Eigensinn, der sich in der Regel zu solchen dilettantischen Liebhabereien gesellt, sprach er von Beschränktheit und Handwerkssinn der wissenschaftlichen Gilden, und stellte vorläufig die Phänomene, auf welchen seine Hypothesen beruhten, in zwei 1791 und 1792 erscheinenden Heften, „Beiträge zur Optik", zusammen. In dem Weimarer Kreise machte er für seine Ansichten Propaganda und war darin, wie überhaupt bei den Dilettanten, glücklicher als bei den Gelehrten.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Unter solchen verschiedenartigen Beschäftigungen kam der Sommer des Jahres 1792 heran, und dieser führte unsern Dichter gegen die — Franzosen in's Feld. Die absoluten Monarchen des Ostens, von Rußland, Oesterreich und Preußen, hatten sich durch den Pillnitzer Vertrag (vom 27. August 1791) vereinigt, den vom Konstitutionalismus in Frankreich verdrängten Absolutismus wiederherzustellen, und ein Jahr später rückte der Herzog von Braunschweig, nach Erlaß seines bekannten fulminanten Manifestes (vom 25. Juli 1792), längs der Mosel in der Richtung auf Verdun in's französische Gebiet. Der Herzog von Weimar zog als Chef eines preußischen Regiments mit in's Feld, und Goethe begleitete denselben. Ehe

jedoch wir unserseits diesen auf den Feldzug begleiten, den man sich nach den Berichten der rachedürstenden französischen Emigranten als einen militärischen Spaziergang dachte, wollen wir die Entwickelung seiner politischen Gesinnung darstellen. Dabei müssen wir uns vergegenwärtigen, wie weit die französische Revolution bis dahin vorgeschritten war: Am 14. Juli 1789 hatte der Bastillensturm, am 4. August die Abschaffung der Feudalrechte und vom 4. bis zum 6. Oktober jener proletarische Aufstand stattgefunden, welcher den König von Versailles nach Paris führte; am 19. Juni 1790 war der Adel abgeschafft, am 14. Juli das Bundesfest gefeiert, am 4. September Necker entlassen worden; am 20. Juni 1791 machte der König den vergeblichen Fluchtversuch, und nahm am 13. September die konstitutionelle Verfassung an, worauf am 1. Oktober die gesetzgebende Versammlung zusammentrat und am 19. und 29. ihre Beschlüsse gegen die Emigranten und die eidscheuen Priester erließ; im Jahr 1792 endlich war der Juniaufstand der Pariser und am 10. August der Tuilueriensturm und die Suspension des Königs erfolgt. Die Revolution befand sich also keineswegs noch auf ihrer Höhe; keine ihrer sogenannten Greuel war noch verübt, und was man etwa zu diesen zählen möchte, das hatte die Politik des Königs und seines Hofs nur zu sehr ver-

schuldet. Gleichwohl fühlte sich Goethe durch sie auf's Aeußerste niedergedrückt. Von Hause aus besaß er eine pedantische Scheu vor allen gewaltsamen Eindrücken und vor aller Unordnung, eine Hinneigung zur Aristokratie jeder Sorte, zur Amts- und Vermögensaristokratie sowohl als zur Geburtsaristokratie, und eine entsprechende Abneigung gegen die sogenannten untern Volksklassen. Dazu gesellte sich durch seinen Aufenthalt in Weimar und durch die Gunst, mit welcher der dortige Herzog ihn überhäufte, ein tiefer Respekt vor den gekrönten Häuptern, von welchem wir bereits bei Besprechung des Gesprächs über deutsche Literatur*) eine charakteristische Probe mitgetheilt haben, ein Respekt, der ihn selbst auch zu der Zeit nicht verließ, in welcher er die Erbärmlichkeit der hochadeligen Kreise geißelte. Ja er konnte sich in den „Bruder Herzog" nicht ein Mal finden, und hatte deßhalb schon im Oktober 1779 an Lavater geschrieben: „Es ist mir, seit man den Katzen weiß gemacht, die Löwen gehörten in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen, und sich brüderlich mit ihnen herumspielen, die doch ein für alle Mal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind." Für

*) Im 50. Kapitel.

die Leiden, welche das Geschlecht der gemeinen Hauskatzen von dem Geschlecht der edlen Löwen und Pardeln erdulden mußte, hatte er um so weniger Blick und Sinn, als er als Minister in einer gewissen Solidarität der Interessen mit den monarchischen Interessen stand, die man nicht vergessen darf in Anschlag zu bringen. Für die Verknüpfung von Ursache und Wirkung im Entwickelungsgang der Menschheit überhaupt für eine großartige Auffassung der historischen Verhältnisse hatte er nicht den mindesten Sinn, weßhalb er, wie sehr er sich auch gegen die Ausschweifungen des Despotismus erklärte, die allzusehr in's Auge fallen, doch stets den gemäßigten, sogenannten aufgeklärten Despotismus, der mit kleinen Reformen und Zugeständnissen an den Zeitgeist den gewaltsamen Ausbrüchen des Volksunwillens zuvorkommt, für die heilsamste Staatsverfassung hielt. Man kann sich daher denken, wie sehr die Pariser Nachrichten ihn verstimmen, ja wie sehr sie seine poetische Produktivität verkümmern mußten, so daß er genöthigt war, in Kunst und Wissenschaft ein Asyl zu suchen, „sich an diese Studien wie an einen Balken im Schiffbruch festzuklammern". Die düstere Ahnung der Auflösung aller Verhältnisse ohne die mindeste Einsicht, was oder woher Besseres kommen solle, spricht sich schon im Großkophtha aus. Später äußerte er über seinen dama-

ligen Standpunkt: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe, und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgiltig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Ebenso wenig war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung." Gleichwohl war er stets gegen die Selbsthilfe des Volks, vom Selfgovernment desselben hatte er keine Idee, und die Massen verachtete er:

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögens bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Goethe hatte bereits im Jahre 1791 einen politischen Roman „die Reise der Söhne des Magaprazon" in Angriff genommen, dem er den Pantagruel des Rabelais zu Grunde legte, den er aber bald wieder liegen ließ. Aus den wenig vorhandenen Bruch-

stücken geht nur soviel hervor, daß der Roman, was die politische Tendenz betrifft, höchst philiströse Ergießungen eines Gemüths enthalten haben würde, das sich durch alle Erscheinungen der Zeit verletzt fühlt, die Ursachen derselben aber überall sucht, nur gerade da nicht, wo sie wirklich zu finden gewesen wären. Wie die Revolution weiter auf seine poetische Produktivität wirkte, werden wir sehen.

Gegen die Mitte des August 1792 reiste er nach Frankfurt, wo er sich bei der Mutter bis zum 20. aufhielt. „Meine alten Freunde", schrieb er an Jacobi, „und meine zunehmende Vaterstadt habe ich mit Freuden gesehen; nur kann es nicht fehlen, daß man nicht in allen Gesellschaften Langeweile habe, denn wo Zwei oder Drei zusammenkommen, hört man gleich das vierjährige Lied pro und contra wieder heraborgeln, und nicht ein Mal mit Variationen, sondern das crude Thema." Bei der Abreise nach Mainz ahnte er, daß „Zelt und Marketenderei gegen sein mütterlich Haus, Bett, Küche und Keller übel abstechen würden, besonders da ihm weder am Tod der aristokratischen, noch der demokratischen Sünder im Mindesten Etwas gelegen sei." Unglücklicher Weise für diese Schlafmützengesinnung, die sich nur hinter dem warmen Ofen in ihrem Element fühlt, waren seine Mainzer Freunde, Sömmering, Forster, Huber u. A.

Republikaner; doch hatten sie die Schonung, vor Deutschlands größtem Dichter von Deutschlands höchsten Interessen zu schweigen. Am 27. August traf er bei der Armee ein, beschäftigte sich aber während des ganzen Feldzugs fast ausschließlich mit der Farbenlehre. Während des Bombardements von Verdun demonstrirte er einem reußischen Fürsten hinter schützenden Weinbergsmauern seine Ansichten. Die Rohheit und bald auch das Elend des Kriegs verletzten sein Gemüth immer tiefer. Denn nach der Einnahme von Verdun am 2. September zögerte der Herzog von Braunschweig mit dem Vorrücken auf Paris, bis Dumouriez die Argonnenpässe besetzt und sich auf eine der seinigen weit überlegene Truppenzahl verstärkt hatte. Die Kanonade von Valmy am 20., von der Goethe den Soldaten richtig sagte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seit dabei gewesen", — führte zu einem Waffenstillstand und am 1. Oktober zum Rückzug der Alliirten bei'm abscheulichsten Wetter. Der Armee voraus war Goethe am 14. in Luxemburg angelangt, von wo er über Trier und Koblenz nach Düsseldorf reiste, um Jacobi in Pempelfort zu besuchen. Unterwegs hatte er die Nachricht vom Einzug Custines in Mainz (am 21. Oktober), sowie einen verspäteten Brief seiner Mutter erhalten, der ihm den

Antrag einer Rathsherrnstelle in der Vaterstadt mittheilte, die er jedoch ablehnte.

Das Unglück, überall auf Leute zu treffen, die sich für die Freiheit mehr interessirten als er, verfolgte Goethe, der unterwegs auf der Moselfahrt noch die Verse gemacht hatte:

Weit und schön ist die Welt; doch o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt. —

sogar auch nach Pempelfort; denn Jacobi hatte die Revolution vorausgesehen und mit Freuden begrüßt, und hatte überhaupt von Freiheit, Patriotismus und Vaterland damals noch richtige Begriffe. Der seit acht Jahren nicht wieder gesehene Freund fand zwar die beste Aufnahme, Anklang aber weder mit den Produkten seiner naturhistorischen Forschungen, die man in diesem Kreise dem Dichter gar nicht verzeihen wollte, noch mit den Ausgeburten seiner schalen politischen Weisheit, die man vollends unerträglich fand. Da mußte man sich denn auf die Philosophie werfen, auf deren neutralem Terrain man auch trotz der verschiedenen Standpunkte sich behaglich erging, so daß es Goethe in dem gastlichen Hause wieder wohl wurde, und er deshalb erst gegen Anfang des Dezember nach

einem drei bis vierwöchentlichen Aufenthalte verließ, um die Fürstin Gallitzin in Münster zu besuchen. Auch hier fand er die freundlichste Aufnahme, zu der er freilich Bekehrungsversuche mit in Kauf nahm, aber auch die kostbare Gemmensammlung der Fürstin, welche diese ihm zum Behuf seiner Kunststudien lieh. Um die Mitte des Dezember traf er nach viermonatlicher Abwesenheit wieder in Weimar ein, und erlebte eine Familienszene, „welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde." Die Geliebte und ihr hübsches Knäbchen, jetzt drei Jahre alt, fand er gesund und munter.

Siebenzigstes Kapitel.

Während seiner Abwesenheit hatte ihm der Herzog ein eigenes Haus herrichten lassen, an dessen innerem Ausbau er jetzt noch mitwirkte. Heinrich Meyer aus Zürich war inzwischen aus Italien zurückgekommen, und wurde des Dichters Haus- und Tischgenosse. Mit Zugrundlegung der Gemmensammlung der Gallitzin begannen Beide gemeinschaftlich tiefgehende Studien über antike Kunst; auch nahm Meyer an den optischen Experimenten Goethe's Theil. Außerdem ward dieser durch die Leitung des Theaters in Anspruch genommen, dem er seit seiner Errichtung (1791) die größte Sorgfalt gewidmet hatte. Besonders hatte er gestrebt, die Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücke durch klassische Dramen zu verdrängen; so waren z. B.

Shakespeare's König Johann und Schillers Don Karlos aufgeführt worden. Auf Proben und Ausstattung verwendete er die größte Sorgfalt; auch wurde seine eigene Muße wieder thätig für die Bühne, zunächst freilich an einem sehr unglücklichen Stoffe. In den ersten Monaten des Jahres 1793 diktirte er in acht Tagen den „Bürgergeneral", ein Lustspiel, welches die französische Revolution persiffliren soll, indem es den großsprecherischen ländlichen Freiheitsapostel Schnaps als Bürgergeneral darstellt, dessen Haupt- und Staatsaktion darin besteht, einen einfältigen politischen Kannengießer um ein — Frühstück zu prellen. Seinem Inhalt nach ist das Stück eine elende und triviale Posse, deren „Moral" in dem Philistergeschwätz des Edelmanns enthalten ist: „Kinder, liebt Euch, bestellt Euern Acker wohl, und haltet gut Haus. Euch, Alter, soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landesart und auf die Witterung versteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen; und den politischen Himmel betrachtet allenfalls ein Mal Sonn- und Festtags." Es konnte nicht fehlen, daß das Stück vielfach die widerlichste Wirkung hervorbrachte.

Unterdessen war nach der Abschaffung des Königsthums in Frankreich am 21. September 1792 am 21. Januar 1793 der König hingerichtet worden. Von

dieser Zeit erzählt Goethe: „Die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals. Ein König wird auf Leben und Tod angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten eingesetzt hatte. Aber aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte." Aus dieser nichtswürdigen Gesinnung des größten deutschen Dichters entsprang dessen Beschäftigung mit dem Drama „Die Aufgeregten" und mit dem Thierepos „Reineke Fuchs." In dem Ersteren sollten die Ereignisse und die politischen Parteien der Zeit humoristirt und ironisirt, d. h. ihrer Größe entkleidet werden. Goethe war jedoch selbst zu aufgeregt, um das Stück zu Ende zu bringen, und so haben wir nur Bruchstücke vor uns, denen wir einige Worte bloß deßhalb widmen, weil der Dichter sein Stück als ein „politisches Glaubensbekenntniß" angesehen wissen will. Die Handlung, welche den größten Akt der Geschichte „bedeuten" soll, dreht sich um einen Rechtsstreit über Frohnden, der zuletzt nach Herbeischaffung eines durch den Amtmann unterschlagenen Dokuments gütlich geschlichtet wird. Von der Fadheit der satyrischen Pointen kann man sich einen Begriff machen, wenn man eine Theegesellschaft sich in eine Nationalversammlung

verwandeln und als solche ein tumultuarisches Ende nehmen sieht. Die Demokraten und Demagogen, welche das Stück aufführt, sind natürlich alle gemeine und hohle Subjekte, während auch die schlimmsten Aristokraten und Bureaukraten „im Grunde“ edle und wohlwollende Menschen sind. In dem Hofrath stellt der Dichter den bornirten Philister, der nach Links und Rechts um Gotteswillen bittet, es doch nicht zu arg zu machen, kurz, stellt er sich selbst dar, und die ganze Moral der Fabel liegt in den Worten der Baronin: „Wo sind die schönen, zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unserer jungen Frauenzimmer zur Freude der Gesellschaft hervorkamen? Wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der Ihr von Euern Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannte Pflanze, ein seltsames Insekt mitbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen?“ Diese Vorliebe für „seltsame Insekten“ vor den großen geschichtlichen Ereignissen war es, die den Dichter zu Reineke Fuchs führte. — „Hatte ich mich bisher“, sagte er, „an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd,

in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit beträgt, so geht doch Alles wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Um aber das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung.“ Diese Umgestaltung konnte denn nach der damaligen Gemüthslage des Dichters nichts Anderes werden, als eine Verunstaltung der ursprünglichen, einer politischen Tendenz gar nicht dienenden Thiersage vom Reineke Vos.

Da die Beschäftigung mit derselben durch die Abreise Goethe's zur Belagerung von Mainz am 10. Mai 1793 unterbrochen wurde, so wollen wir das Bemerkenswertheste aus seinen Erlebnissen während dieser Kriegsszenen hier erwähnen. Kurz vor der Abreise hatte er zu einem Bild seines Hausgartens die Verse gedichtet:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt;
Und wie wir auch durch ferne Lande zieh'n,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Nach einem Aufenthalte im mütterlichen Hause traf er am 27. im Lager vor Mainz bei'm Herzog ein. Während der Belagerung beschäftigte er sich mit Zeichnen, optischen Experimenten und mit der Forsetzung des Reineke Fuchs. Am 7. Juni schrieb er an Jacobi: „Dein lieber Brief trifft mich hier, und giebt mir einen guten Morgen, aber als ich mich von meinem Strohlager erhebe, und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder, und wünsche Euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Aehren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten, und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tag zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet Ihr auch so haben, und den lieben Frieden dazu, den Euch ein guter Geist erhalte, und auch dieser Gegend wiedergebe." Und am 7. Juli an denselben: „Ich arbeite fleißig in aestheticis, moralibus und physicis. . . . Bei uns geht es von der einen Seite lustig, von der andern traurig zu: im Vordergrund hübsche Weiber und Weinkrüge, und hinten Flammen, gerade wie Loth mit seinen Töchtern vorgestellt wird." Nach der Kapitulation der Festung marschirte am 24. Juli die französische Besatzung aus, und in

der Stadt hatte Goethe nun Gelegenheit, rohe Haßausbrüche der „ruhigen Bürger“ gegen die Republikaner zu beobachten, ja abzuwehren. Nach einem Abstecher nach Heidelberg, wo er mit dem Schwager Schlosser zusammentraf, und einem wiederholten Besuch in Frankfurt befand sich Goethe zu seinem Geburtstag wieder in Weimar. „Das herumschweifende Leben und die politische Stimmung aller Menschen trieb ihn nach Hause, wo er einen Kreis um sich ziehen könne, in welchem außer Lieb' und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft Nichts hereindringe.“

Für seine Uebersetzung des Reineke, die im November 1793 fertig wurde, wendete er die Versform des Hexameters an, ohne jedoch der strengen Technik von Voß Genüge zu leisten, wodurch indessen die Verse nur um so zierlicher wurden. „Es macht mir viel Mühe,“ schrieb er an Jacobi, „dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen; so mag er aber gehen, daß ich ihn los werde.“ Goethe konnte sich natürlich nicht enthalten, in „die unheilige Weltbibel“ seine abgeschmackte Philisterpolitik zu flicken:

Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift, es könne Jeder im Taumel

Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten. Hielte doch Jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung, Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, u. s. w.

Der Feldzug von 1793 war das zweite und letzte Kriegsereigniß, welches Goethe in seinen Strudel zog; der Herzog von Weimar trat aus preußischen Diensten, und Jener hatte nun Ruhe. Während im Westen die Revolution ihren Höhepunkt erreichte, von dem sie wieder herabsteigen mußte (Robespierre wurde am 27. Juli 1794 enthauptet), beschäftigte er sich in „der Enge, die ihn allein beglückte", mit der Leitung des Theaters, mit dem Ilmenauer Bergwerk, dem jedoch 1795 ein Stollenbruch ein Ende machte, mit der Vergrößerung der naturhistorischen Sammlungen und der Anlegung eines neuen botanischen Gartens zu Jena, mit Studien in der Farbenlehre und in der vergleichenden Anatomie, aus welch' letzteren der 1795 erschienene „Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" entsprang, und mit der Fortsetzung des Wilhelm Meister, von welchem er auf Andringen des Verlegers im Jahr 1794 den ersten Band erscheinen ließ.

Einundsiebenzigstes Kapitel.

In den Sommer des Jahres 1794 fällt ein Ereigniß, welches folgenreich für unsern Dichter wurde, diesen offenbar von dem Verkommen unter der Wucht der Weltbegebenheiten und unter dem Wust der heterogensten Liebhabereien rettete, und ihm nach seinem eigenen Geständniß „einen neuen Frühling erblühen ließ, in welchem Alles froh neben einander keimte, und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.“ Es war dies seine freundschaftliche Verbindung mit dem zweiten großen Dichter der deutschen Nation, mit Schiller, nachdem Jahre lang nur spärliche Berührungen zwischen Beiden stattgefunden hatten. In die Zeit des ersten Aufenthalts Schillers in Weimar (1787) war die scharfe Rezension des Egmont gefal-

len. Als Goethe im Sommer 1788 aus Italien zurückkehrte, sah er seinen Rezensenten zu Rudolstadt, ohne daß es, wie dessen Freunde hofften, zu einer Annäherung gekommen wäre. Goethe waren Schillers erste dramatische Werke, die Nachklänge der Sturm- und Drangperiode, zuwider, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinreißenden Strome ausgegossen hatte," obwohl er, „den redlichen und seltenen Ernst" schätzen mußte, der aus allen Schiller'schen Werken hervorleuchtete. Er hatte sich so weit von seiner eigenen Genieperiode entfernt, daß er ausrief: „Man denke sich meinen Zustand! die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello *) und Franz Moor eingeklemmt." Er konnte sich am Wenigsten mit der philosophischen Richtung seines späteren Freundes abfinden, und wies alle Versuche dritter, die Beiden damals schon einander nahe zu bringen, zurück. „Meine Gründe", sagt er, „die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung

---

*) Von Heinse.

mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten möchten, aber eben deswegen nicht in Eins zusammen fallen konnten.“ Auch Schiller zweifelte nach jenem ersten Zusammentreffen, ob sie einander je sehr nahe rücken würden: „Vieles,“ schreibt er einem Freunde, „was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) soweit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“ Wie er jedoch Goethe anerkannte, geht aus einem Briefe vom 25. Februar 1789 hervor, in welchem er sagt, daß er sich im Dramatischen mit ihm nicht zu messen wage: „Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnisse aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht soviel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüber zu ziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben

ihm sichtbar geworden sein.“ Indessen konnte er einige Bitterkeit auch nicht unterdrücken, die ihren Grund namentlich in seiner prekären ökonomischen Lage haben mochte; in einem Briefe vom 9. März 1789 heißt es: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir ein Mal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht wird sein Genie vom Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen.“ Immerhin aber betrieb Goethe eifrig die Ernennung Schillers zum Professor der Geschichte zu Jena. Er stattete ihm sogar im Herbst 1790 einen Besuch ab, bei welchem die Kantische Philosophie den Gegenstand der Unterhaltung bildete. Goethe hatte sich um diese Zeit namentlich für Kants „Kritik der Urtheilskraft“ interessirt: „Hier sah ich,“ sagt er, „meine disperatesten Beschäftigungen neben einander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse Eines behandelt wie das Andere, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da Etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog. Das innere Leben der Kunst wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von Innen

heraus war im Buche deutlich ausgesprochen: Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah mit einander verwandt seien, indem Beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen. Leidenschaftlich angeregt, ging ich auf meinen Wegen nur desto rascher fort." Gleichwohl kam es auch durch dieses Medium nicht zu einer Annäherung. „Interessant ist's," schrieb Schiller nach jenem Besuch, „wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend Etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele schöpfe. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich, und betastet mir zu viel. Aber sein Geist forscht und wirkt nach allen Direktionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann."

So blieb die Sachlage, bis Schiller im Jahr 1794 an die Herausgabe der „Horen" ging, einer historisch-philosophisch-ästhetischen Zeitschrift, für die er die Mitwirkung der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands in Anspruch nahm. Am 13. Juni er-

ließ er auch an Goethe ein Einladungsschreiben. Dieser wohnte bald darauf einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft in Jena bei, und knüpfte bei'm Herausgehen ein Gespräch über das in der Sitzung Vorgetragene mit Schiller an, dessen Antworten ihn so sehr interessirten, daß er ihn an seine Wohnung begleitete, wo sie Beide nun ihr Inneres einander aufschlossen. Es blieb nicht bei diesem ersten Gespräche; und Goethe gesteht, er habe lange nicht einen solchen geistigen Genuß gehabt wie in jenen Tagen. Schiller schrieb darüber an Körner am 1. September: „Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen. Wir haben vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern Etwas geben, was ihm fehlte, und Etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzu-

setzen.“ Am 24. Juli hatte Goethe noch sehr gemessen auf jenes Schreiben vom 13. Juni erwiedert: „Ew. Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein.“ Aber bald verschwanden die Hoch- und Wohlgeboren aus der Korrespondenz; die Freunde hatten sich gefunden. „Es bedurfte für uns,“ sagt Goethe später, „keiner sogenannten besonderen Freundschaft; denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden.“

Kurz vor Goethe's Geburtstag erhielt dieser von Schiller einen Brief, welcher die intimen Beziehungen noch befestigte, indem derselbe „mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz“ zog. Der merkwürdige Brief lautet: „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so Manches, worüber ich mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr

beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in dem sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft so gerne sich verliert. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie Sich vorgezeichnet, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickelste von Allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige

Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese neue Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von Innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangel-

haften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte, und von Außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr Geist sich erschuf, korrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am Besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinkts mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft. Bei'm ersten Anblick zwar scheint es, als könne es keine größeren

Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der Erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der Letzte mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß beide einander auf halbem Wege begegnen."

Darauf antwortete Goethe: „Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maaß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin."

Im September 1794 war Schiller vierzehn Tage in Goethe's Hause zu Besuch, die erste jener Konferenzen, die abwechselnd in Weimar und Jena gehalten wurden, und denen oft die beiden Humboldt und andere ausgezeichneten Männer beiwohnten. Von jenem ersten Besuch schreibt Schiller aus Jena: „Ich sehe mich wieder hier, aber mit meinem Sinn

bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, soviel von Ihnen zu empfangen, als meine Rezeptivität erlaubt; die Zeit wird es lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird." Der Gewinn der Verbindung war jedoch für beide Dichter ein gegenseitiger. Namentlich löste sich von Goethe's poetischer Produktivität allmälig der Bann, welcher dieselbe seit einiger Zeit gefesselt hatte.

Zweiundsiebenzigstes Kapitel.

Für den ersten Jahrgang der „Horen“ entschloß sich Goethe, zunächst eine Reihe von „Episteln“ auszuarbeiten, brachte jedoch nur zwei zu Stande, und ließ dann den Plan liegen. Er suchte daher Aelteres und Neueres hervor, um es für die Zeitschrift zu redigiren, darunter die Römischen Elegieen, für deren Uebersendung Schiller mit den Worten dankte: „Für die Elegieen danken wir Ihnen Alle sehr. Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein ächter körniger Dichtergeist, der Einem herrlich wohlthut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius.“ Um sich eine Quelle von Aufsätzen für die Horen zu eröffnen, verabredeten die Freunde einen

wissenschaftlichen Briefwechsel, „eine Korrespondenz über gemischte Materien.“ Daß Goethe den Wilhelm Meister schon an einen Buchhändler vergeben hatte, gereichte Schiller zu großem Verdrusse. Vom dritten Buch an schickte ihm jedoch Goethe vor dem Druck immer das Manuskript zu, und benutzte seine Kritik, die im Ganzen die höchste Begeisterung für den Roman athmete, in einzelnen Punkten. Im Sommer 1796 kam das Werk endlich zum Abschluß. Schiller drang auch auf Fortsetzung des Faust; aber Goethe schrieb ihm am 2. Decbr. 1794, er wage nicht, das Packet aufzuschnüren, welches das Manuskript enthalte, denn er könne nicht abschreiben, ohne auszuarbeiten, und dazu fühle er jetzt keinen Muth in sich.

Mit großer Zufriedenheit über seine erneute Arbeitslust trat Goethe das Jahr 1795 an. Er verweilte oft wochenlang in Jena, und sah durch die Theilnahme an den Horen den Kreis seiner literarischen Bekanntschaft sich beträchtlich erweitern. Er, Schiller, Meyer, der ihn bis zu seiner Abreise nach Italien am 5. Oktober stets nach Jena begleitete, Wilhelm von Humboldt, der an den Abendkonferenzen Theil nahm, Körner, der mit dem ganzen Kreise, und Alexander von Humboldt, der von Baireuth aus mit Goethe in's Besondere über naturwissenschaftliche Gegenstände korrespondirte,

bildeten einen Zirkel eng verbundener, sich gegenseitig anregender Freunde. Dagegen erkaltete das Verhältniß Goethe's zu Herder. „Herder's Abneigung gegen die Kantische Philosophie,“ berichtet Goethe, „und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit Beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos, um so mehr, als Wieland die neue Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohnes verwünschte, und als Latitudinarier es sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, wie es hieß, Fixiren, und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte.“

Die Hauptarbeit, der sich Goethe gleich zu Anfang des Jahres hingab, war außer dem Wilhelm Meister ein für die Horen bestimmter Novellenkranz unter dem Titel „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“, dessen Idee jedoch schon aus den Zeiten des Bürgergenerals und des Reineke Fuchs stammte, in welcher er durch ihn die Aufmerksamkeit des Publikums von den Tagesinteressen abzulenken versuchen wollte. Schiller regte zur Ausführung des Planes an, und erhielt schon am 27. November 1794 den Eingang zu den Erzählungen, dem am 10. Januar zwei Spuck-

geschichten, Umarbeitungen schriftlicher und mündlicher Traditionen, weiterhin zwei mysteriöse und galante Geschichten aus den (1631 erschienenen) Memoiren des Marschalls von Basompierre, am 18. August zwei ebenfalls nicht Goethe allein angehörige moralische Erzählungen, in welchen der Grundsatz der Entsagung den Kern bildet, und endlich am 26. September ein Mährchen (von der Erlösung der verzauberten Lilie) folgten, welches Letztere die politische Tendenz hat, darzustellen, daß die „ächte Freiheit nur unter einer „weisen" und natürlich monarchischen Herrschaft gedeihen könne. Ein zweites allegorisches Mährchen kam nicht zum Abschluß. Außerdem beschäftigte sich Goethe in der ersten Hälfte des Jahres 1795 noch mit der Idee eines Dramas „der befreite Promethäus", die aber unausgeführt blieb, und mit der des Epos „Hermann und Dorothea", von welchem aber erst im Oktober 1796 die vier ersten Gesänge zu Stande kamen. Dagegen erschien in den Horen ein gegen die Klage des „Berlinischen Archivs der Zeit" gerichteter polemischer Artikel „Literarischer Sansculottismus." Wegen rheumatischen Beschwerden verbrachte Goethe den Juli 1795 wieder zu Karlsbad, wo er sich jedoch mehr der Gesellschaft widmete. Am 8. schrieb er an Schiller: „Als berühmter Schriftsteller bin ich sehr gut aufgenommen worden, wobei es doch nicht an

wunderlichen Verwechselungen gefehlt hat; z. B. sagte mir ein allerliebstes Weibchen, sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen, besonders habe sie der Ardinghello über alle Maaßen interessirt. Sie können denken, daß ich mit der größten Bescheidenheit mich in Freund Heinses Mantel einhüllte, und schon meiner Gönnerin mich schon vertraulicher zu nähern wagen durfte. Und ich darf nicht fürchten, daß sie in diesen drei Wochen aus ihrem Irrthume gerissen wird." Und am 19.: „Die Kur schlägt sehr gut an; ich halte mich aber auch wie ein ächter Kurgast, und bringe meine Tage in absolutem Nichtsthun zu, bin beständig unter den Menschen, da es dann nicht an Unterhaltung und an kleinen Abenteuern fehlt."

Nach der Rückkunft übersetzte er für die Horen den homerischen Hymnus „auf die Geburt des Apollo, nach dem Griechischen", wie er sich denn überhaupt um jene Zeit, in der er vom Drama zum Epos überging, wieder sehr genau mit Homer beschäftigte, und dichtete für Schiller's Musenalmanach des Jahres 1796 die vier Lieder „Nähe des Geliebten", „Meeresstille", „Glückliche Fahrt" und „Der Besuch", von welchen wir das zweite und dritte, die enge zusammen gehören, und zugleich wie das ältere Lied „See=

fahrt" eine allegorische Bedeutung haben, als Probe hier folgen lassen.

Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer;
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne,
Schon seh' ich das Land!

Auch erschienen im Musenalmanach die Venetianischen Epigramme.

Neben diesen poetischen Beschäftigungen waren auch die kunstgeschichtlichen Studien nicht brach gelegen. Als der Genosse derselben, Meyer, im Oktober 1795 nach Italien zurückkehrte, faßte Goethe den Entschluß, im August des nächsten Jahres ebenfalls noch ein Mal dahin zu gehen. „Ich habe“, schrieb er seinem Vorläufer nach, „unterdessen schon mancherlei zu unserem Zwecke gesammelt, und hoffe die Basis zu unserm Gebäude breit und hoch und dauerhaft genug aufzuführen. Ich sehe schon die Möglichkeit vor mir, einer Darstellung der physikalischen Lage im Allgemeinen und Besonderen, des Bodens und der Kultur von der ältesten bis zur neuesten Zeit und des Menschen in seinen nächsten Verhältnissen zu diesen Naturumgebungen.“ Die Revolutionskriege in Italien vereitelten indessen den Plan, und Goethe sah dieses Land nicht wieder. Er schrieb darüber an Schiller: „Was ich noch an Kultur bedarf, konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nutzen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zurückgebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden.“

Die letzten Monate des Jahres 1795 brachten noch störende Unruhen mit sich, indem sich Weimar und

Eisenach mit Emigranten aus Frankfurts Umgebung füllten, weil man bei dem Heranzug der österreichischen Armee glaubte, diese werde der Schauplatz kriegerischer Ereignisse werden. Auch erwartete er die Niederkunft der Geliebten. Schiller, dem er dies meldete, schrieb: „Zu dem neuen Hausgenossen gratulire ich im Voraus. Lassen Sie ihn immer ein Mädchen sein, so können wir uns am Ende noch mit einander verschwägern." Goethe berichtete jedoch am 1. November: „Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe angekommen, und so läge denn eine meiner Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zur Vermehrung der dichterischen Familien für ein Mädchen zu sorgen." Und als das Knäblein nach wenigen Tagen starb, schrieb er: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser thut, sich dem Schmerze natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihülfen, die uns die Kultur anbietet, zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem Letzteren, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet." Indessen beschloß er das Jahr in frischer geistiger Thätigkeit.

Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

War die poetische Ausbeute des Jahres 1795 schon groß, so sollte die des Jahres 1796, in welches wir nun mit unserem Dichter treten, noch größer und bedeutender werden, nicht allein durch die Vollendung Wilhelm Meisters, sondern und hauptsächlich auch durch die Xenien, welche in der deutschen Literatur ein Ereigniß bildeten, und in welchen die beiden großen Dichter ihre geistige Thätigkeit auf das Innigste verschränkten. Wie Schiller an Körner meldete, so galten ihre häufigen Konferenzen im Beginn des Jahres „einem gemeinschaftlichen opus für den neuen Almanach, das eine wahre poetische Teufelei sein werde, die noch kein Beispiel habe." Die Horen Schillers hatten gegen alles Erwarten bei der Kritik die ungünstigste Auf=

nahme gefunden, und dies hatte ihn und seinen Freund in eine gereizte Stimmung versetzt. Der Letztere schlug daher vor, Alles, was gegen die Horen gesagt worden, zusammenzusuchen, und bei'm Jahresschlusse ein literarisches Gericht darüber zu halten. Die Lektüre der Xenien des Martial gab ihm auch hinsichtlich der Form die Idee an die Hand, auf alle deutschen Zeitschriften ähnliche Epigramme in Distichen zu machen, wovon er zur Probe sogleich (im Dezember 1795) ein Dutzend mitsandte, und dieselben im nächsten Musenalmanach zu veröffentlichen. Schiller fand die Idee prächtig, und meinte nur, man müsse auch über einzelne Werke herfallen: „Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nichtichs, Freund Nikolai, unser geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge*), Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dergl. dar!" Am 4. Januar schrieb er an Humboldt: „Seitdem Goethe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmack der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig." Doch ging es in der

*) Die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften".

Folge nicht so schnell, und brachte man keine so große Zahl zusammen, als man gewünscht hatte. Aber es wurden so schon zu viele, als daß man nicht den Plan hätte erweitern müssen. Außer den satyrischen Invektiven wurden auch ernste Lebensansichten und ästhetische Maximen in die gedrängte Form gefaßt. Goethe war sehr oft im Verlauf des Jahres zu Jena; so oft er zu Weimar sich befand, wanderte das Xenienheft hin und her, so daß die Zahl der Epigramme zuletzt auf siebenhundert anwuchs. Man war übereingekommen, kriminelle Injurien zu vermeiden: „Ich bin sehr dafür“, sagte Schiller, „daß wir nichts Kriminelles berühren, und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts.“ Die Epigramme erschienen endlich im Musenalmanach für 1797, der im Oktober 1796 ausgegeben wurde, und zwar die persönlichen unter dem Namen „Xenien“ als ein Ganzes, die übrigen in drei Reihen unter den Titeln „Votivtafeln“, „Viele“ und „Einer“; außerdem wurden einzelne zwischen die übrigen Gedichte des Almanachs vertheilt. Ihr Eigenthumsrecht auf die einzelnen Epigramme ließen die beiden Dichter im Musenalmanach unentschieden, indem sie alle mit G. und S. unterzeichneten, und auch jetzt ist dasselbe

noch nicht von allen hergestellt, indem einzelne von Beiden in ihre Gedichtsammlungen aufgenommen wurden. Die sich Goethe zuschrieb, kommen in seinen Werken unter den Titeln „Vier Jahreszeiten" und „Xenien" vor. Die Votivtafeln sind goldene Sprüche der beiden Dichter:

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Die Xenien sind „Füchse mit brennenden Schweifen, die, in's Land der Philister gesendet, die papiernen Saatfelder verheerten", voll Humor, Spott, Satyre und derben Geißelhieben auf fast alle Zeitschriften der deutschen Literatur und auf eine große Zahl von Schriftstellern aller Art. Nicolai, der den Werther travestirt und die beiden Dichter in seiner „allgemeinen deutschen Bibliothek" angegriffen hatte, wurde u. A. mit folgenden Distichen bedacht:

Geschichte eines dicken Mannes **).

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Rezensent rühmet, die Blähungen treibt.

**) Die Ueberschriften sind in der Regel Titel von Schriften der Betroffenen.

Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch' Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

Ein anderer absprechender Kritiker, Manso, erhielt folgende Xenien:

Tassos Jerusalem von Manso.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

Die Kunst zu lieben.

Auch zum Lieben bedarft Du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch Nichts, gar Nichts für Dich noch gethan.

Für Lavater:

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Für Wieland:

Möge Dein Lebensfaden sich dehnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft!

Die schärfsten und bissigsten Xenien rühren von Schiller her; gleichwohl theilte man diesem nur die Rolle des Verführten, Goethe aber die des Verführers zu. Die Presse gerieth alsbald in die heftigste Bewegung gegen die beiden Dichter; alle Zeitschriften für 1797 sind voll von Artikeln über die Xenien, und es erschienen eine Menge von eigenen Gegenschriften von Nicolai, Claudius, Gleim (der schrieb: „Auf unserm Helikon, wie war's einmal so schön"), Manso (unter dem Titel „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar") u. A. Die Urheber freuten sich der Wirkung: „Es ist lustig zu sehen," schreibt Goethe an seinen Freund, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß Einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur irgend Ernst um sich und die Sachen ist." Uebrigens läßt es sich denken, daß in den Xenien manches ungerechte Urtheil gefällt wurde; in's Besondere ist dies der Fall in Beziehung auf den Kapellmeister Reichardt, den Komponisten vieler Goethe'scher Lieder, der aber das Unglück hatte, durch seinen thätigen Demokratismus (er gab zwei politische Zeitschriften „Deutschland" und „Frankreich" heraus)

die philiströse Wuth Goethe's gegen jede politische Lebensäußerung von Unten in einem solchen Grade zu erregen, daß er nicht blos seine Musik heruntermachen, sondern auch sich sagen lassen mußte:

Zeichen des Skorpions.

Aber nun kommt ein böses Insekt aus Giebichenstein*) her,
Schmeichelnd naht es: Ihr habt, flieht Ihr nicht eilig, den Stich

---

An mehr als Einen.

Erst habt Ihr die Großen beschmaust, nun wollt Ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe geseh'n.

Der größte Dichter Deutschlands machte es allerdings besser als sein Komponist: er beschmauste sein Leben lang die Großen, und wurde nie „undankbar" gegen sie wie gegen so manchen Freund, der sein Herz dem Volke zuwandte. Unter den politischen Xenien müssen wir übrigens noch zwei von treffender Bedeutung hervorheben:

Das deutsche Reich.

Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
Wo das Gelehrte beginnt, hört das Politische auf.

---

*) Hier wohnte Reichardt auf seinem Landgute.

Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation Euch zu machen, Ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus.

Außer zwei anderen epigrammatischen Gedichten erschien von Goethe im Musenalmanach für 1797 auch das lyrisch-idyllische Gemälde „Alexis und Dora", welches gleichsam am Eingang der epischen Dichtungen steht, zu denen sich Goethe jetzt wendete, und welches von Schiller unter seine schönsten Werke gerechnet wurde. Mit dem Epos „Hermann und Dorothea" war er im Lauf des Jahres 1796 fortwährend beschäftigt, und der Roman „Wilhelm Meister" wurde, wie wir bereits bemerkt haben, schon im Sommer fertig. Schiller rechnete es zu dem schönsten Glück seines Daseins, daß er die Vollendung dieses Produkts erlebt habe. Die spätere Kritik hat weniger günstig geurtheilt. Wir führen hier an, was Vilmar in seiner Literaturgeschichte über den Roman sagt: „Wilhelm Meister entstand unter mehrfachem Besprechen und Hin- und Herreden mit Schiller aus älteren Entwürfen und Arbeiten (die sechs ersten Bücher waren schon 1785 vor der Reise nach Italien geschrieben), und wurde kurz vor dem Beginn von Hermann und Dorothea vollendet. Auch die unbedingtesten Verehrer Goethe's haben sich zu dem Eingeständniß genöthigt

gesehen, daß dieses Werk an sehr merklichen Ungleichheiten leide, und der Schluß dem Anfang weder hinsichtlich des Stoffs, noch der Form entspreche. Die Anlage ist (um hier ein Mal einen von Goethe bis zum Ueberdruß gebrauchten Ausdruck im besten Sinne anzuwenden) bedeutend: ein Stück des wahrsten, lebendigsten Weltlebens gleich Werther, episch frei ohne Absichtlichkeit und Ideale wie dieser, aber in weit höherem Grade als Werther auf eine Reinigung, Genesung, Vollendung des Helden und seiner Zustände spannend. Man erwartet das Ideal der damals üblichen Tendenzromane, wie des Wieland'schen Agathon, des Heinse'schen Ardinghello in Meisters Lehrjahren zu Gesicht zu bekommen, man erwartet die Darstellung, wie das bewegte Leben selbst — dessen gemeine Aeußerlichkeit ebenso wie dessen edelste, geheimnißvollste Innerlichkeit, dessen leichter, frivoler Genuß wie dessen strenge, entsagende Würde mit seinen Vorbildern der Handwerksmäßigkeit wie mit den Vorbildern der höchsten und unerbittlichsten Kunstforderungen — den Zögling der Bühne für diese erziehen werde, wie es den ächten Künstler naturgemäß gleich einem gesunden Gewächs aus gesundem Boden von mannigfacher Mischung aus seinem Schooße werde hervorwachsen lassen. Um diesen Preis würde man denn auch manche Dinge immerhin mit in den Kauf nehmen, welche von der un-

poetischen Wirklichkeit sich nicht gehörig abgelöst haben, und eben darum moralischen Widerwillen erregen, würde man doch am Ende dadurch entschädigt worden sein, daß sich aus einer Reihe von lebendigen Handlungen die Wahrheit an den Tag lege, es könne ein Künstler Nichts durch die Außenwelt werden, wenn er nicht den lebendigen Beruf der Kunst in sich trage, wenn er nicht vermöge dieses Berufes die Außenwelt in sich hineinzuziehen, und geistig zu verarbeiten im Stande sei. Statt dessen aber löst sich die Handlung in vielbesprochene, aber niemals dargestellte, ja nicht ein Mal enthüllte Geheimnisse und bloße Lehren auf, und zwar einem Helden gegenüber, den wir für seinen Beruf als völlig unbrauchbar anzuerkennen genöthigt werden sollen, so daß der große Aufwand des Anfangs zu dem Fortgange und dem Schlusse in einem künstlerisch völlig unbefriedigenden Verhältnisse steht, und das sittliche Mißbehagen statt gemildert, zu starkem Widerwillen gesteigert wird. Sollte es aber, was ich sehr bezweifeln muß, wirklich in dem ursprünglichen Plane des Dichters gelegen haben, den Meister als für die Kunst unfähig darzustellen, also die Forderungen des praktisch-nützlichen Lebens dem Künstlerleben siegreich gegen über treten zu lassen, so war die epische Darstellung eines wirklich bedeutenden, eines würdigen, edeln, praktischen Lebens unerläßliches Bedürfniß, für deren Man-

gel wir durch die Winke und halbverschwiegenen Andeutungen, die wir erhalten, bei Weitem nicht entschädigt werden.“

Zu der poetischen Ausbeute des Jahres 1796 gehört auch die Elegie „Hermann und Dorothea“, über welche Goethe an Schiller schrieb: „Sie finden auch wieder eine Elegie, der ich Ihren Beifall wünsche. Indem ich darin mein neues Gedicht“ (das gleichnamige Epos) „ankündige, gedenke ich damit auch ein neues Buch Elegieen anzufangen. Die zweite wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten, und so werde ich weiter entweder zu Hause oder auf der Reise fortfahren.“ Die Idee wurde jedoch ebenso wenig ausgeführt als die andere, die Geschichte von Hero und Leander in einer Ballade zu behandeln. Auch das italienische Reiseprojekt mußte vorläufig aufgegeben werden, worüber er an den Freund schrieb: „Sie werden, mein Lieber, noch manchmal in diesen Tagen zur Geduld gegen mich aufgefordert werden; denn jetzt, da die Zeit kommt, in welcher ich abreisen sollte, fühle ich nur zu sehr, was ich verliere, indem mir eine so nahe Hoffnung aufgeschoben wird, welches in meinem Alter so gut als vernichtet heißt.“ Im Sommer und im Spätjahr beschäftigte er sich wieder mit Steinen, Pflanzen, Insek-

ten und optischen Experimenten. „Die Naturbetrachtungen", schrieb er am 15. November an Schiller, „freuen mich sehr. Es scheint eigen, und doch ist es natürlich, daß zuletzt eine Art von subjektivem Ganzen herauskommen muß. Es wird, wenn Sie wollen, eigentlich die Welt des Auges, die durch Gestalt und Farbe erschöpft wird. Denn wenn ich recht Acht gebe, so brauche ich die Hülfsmittel anderer Sinne sehr sparsam, und alles Räsonnement verwandelt sich in eine Art von Darstellung." Im Oktober eröffnete er wieder seine Freitagsgesellschaft, ein 1791 gestifteter Verein, der sich anfangs jeden ersten Freitag im Monat bei der alten Herzogin, jetzt aber alle acht oder vierzehn Tage in Goethe's Hause versammelte, und in dessen Statuten es hieß: „Eines Jeden Urtheil ist es überlassen, was er selbst beitragen will, es mögen Aufsätze sein aus dem Felde der Wissenschaften, Künste, Geschichte, oder Auszüge aus literarischen Privat-Correspondenzen und interessanten neuen Schriften, oder kleine Gedichte und Erzählungen, oder Demonstrationen physikalischer und chemischer Experimente u. s. w." Der Herzog und die Herzoginnen wohnten diesen Kränzchen ebenfalls bei. Mit dem Ersteren trat Goethe am 28. Dezember eine Reise nach Leipzig an, die ihn vierzehn Tage von Weimar entfernt hielt. In

Leipzig besuchte er einen Ball, auf welchem zu seinem Ergötzen viele der in den Xenien Angegriffenen ihn „mit Apprehension wie das böse Prinzip betrachteten."

Vierundsiebenzigstes Kapitel.

Die erste Hälfte des Jahres 1797 bis zum Antritt seiner dritten Schweizerreise im August verbrachte Goethe bald zu Weimar, bald zu Jena, und obwohl es an mancherlei Zerstreuungen nicht fehlte, so arbeitete er doch fleißig an der Vollendung seines idyllischen Epos „Hermann und Dorothea", von welchem gegen Neujahr fast die Hälfte fertig war, und an welches er im Juni die letzte Hand legte, nachdem Wilhelm von Humboldt ein „prosodisches Gericht" darüber gehalten hatte. Zur Seite waren schriftliche und mündliche Untersuchungen über die Theorie des Epos und die Grenzen des Epischen und Dramatischen gegangen, aus welchen ein Aufsatz „über epische und dramatische Poesie" entsprang. Das Nachdenken über

diese Gegenstände, allerdings ein zeitzersplitterndes Theoretisiren, führte ihn zur Lektüre der Poetik des Aristoteles und der Homerischen Gedichte, ja sogar wieder zum alten Testament zurück, woraus der Aufsatz „Israel in der Wüste" entstand, ein Versuch der Berechnung und Erklärung des Zugs der Juden unter Moses; auch mit dem Plan zu einem neuen epischen Gedicht („Die Jagd") trug er sich, aus dessen Stoff er nach ungefähr dreißig Jahren eine Novelle machte.

Der Gegenstand des Epos „Hermann und Dorothea", wie der Dichter selbst sich ausdrückt, „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zwei Mal findet", ist aus der Geschichte der 1731 aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen Lutheraner entlehnt, aber unter dem Eindruck der französischen Revolution, jedoch nicht mehr in polemischer Richtung gegen dieselbe, gänzlich modernisirt. Die Aufgabe, die er sich stellte, bezeichnet der Dichter selbst in einem Briefe an Meyer: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus dem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet." Oder, wie er in der als Zueignung dienenden gleichnamigen Elegie sagt:

Deutsche selber führ' ich Euch zu in die stillere Wohnung,
  Wo sich, nah' der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
  Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich Euch Thränen in's Auge gelockt, und Lust in die Seele
  Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich an's Herz!

Die Ausführung war von der Art, daß Wieland mit Recht sagen konnte: „Es sind Figuren in Marmor gehauen; Alles im großen Styl." Wir wollen auch für dieses Stück das im Allgemeinen scharftreffende Urtheil Vilmars anführen: „In Hermann und Dorothea hat der Dichter das theoretisch fast für unlösbar zu haltende Problem auf bewundernswerthe Weise gelöst, Begebenheiten der Gegenwart und zwar der Gegenwart des häuslichen und bürgerlichen Lebens im reinsten epischen Style zu schildern — mithin ein bürgerliches Epos zu schaffen. Wie in dem ächten Epos hat es hier der Dichter über sich vermocht, seine eigene Persönlichkeit ganz zurücktreten zu lassen, das Einwirken auf die Empfindung durch rhetorische Mittel ganz zu vermeiden, die Schilderung bloß als Rahmen eines würdigen, ernsten menschlichen Lebens zu benutzen, und die reine Handlung in ihrer vollen Einfachheit zu ungestörter und ausschließlicher Wirkung zu erheben. Zugleich ist die wesentliche Eigenschaft eines Epos, einen Hintergrund von bedeutenden Be-

gebenheiten hinter der Handlung des Gedichtes aufzustellen, und so zu sagen durchleuchten zu lassen, auf das Vortrefflichste reproduzirt, und hierdurch allein unterscheidet sich Hermann und Dorothea weit von den Idyllen, den Gemälden des häuslichen Stilllebens wie z. B. Vossens Louise, auf deren Boden Goethe's Gedicht allerdings und zwar so wurzelt, daß Vossens Louise geradezu den ersten Gedanken dazu geliefert hat. Dieses Gedicht Goethe's fällt bekanntlich in die Periode seines lebhaftesten Verkehrs mit Schiller, durch welchen Goethe nach seiner eigenen, oft wiederholten Erklärung zu neuer Freudigkeit des Schaffens angeregt und emporgehoben wurde; direkte Einwirkung von Schiller hat dagegen eben auf Hermann und Dorothea nicht stattgefunden, vielmehr blieb Goethe mit diesem Gedichte seiner älteren Eigenheit getreu, von seinen Arbeiten, so lange er noch mit denselben geistig zu ringen hatte, nichts mitzutheilen, sie vielmehr erst nach dem Abschlusse der Besprechung Preis zu geben, die während der Arbeit nur störend auf ihn wirkte.“

Durch die theoretischen Erörterungen mit Schiller war Goethe zu einer Dichtungsart zurückgeführt worden, mit der er sich seit fünfzehn Jahren nicht mehr befaßt hatte, zu den Balladen. Er dichtete eine Reihe derselben, die zu den schönsten Blüthen unserer

Literatur gehören, und nach denen Schiller das Jahr 1797 als das „Balladenjahr“ bezeichnete, wie das vorhergehende ein „Epigrammenjahr“ war. Die Balladen sind „Der Gott und die Bayadere“, „Die Braut von Korinth“, „Der Zauberlehrling“, „Der Schatzgräber“, „Der neue Pausias“. Mit Recht konnte Goethe nach seiner Heimkehr von Jena am 21. Juni an den Freund schreiben: „Wir haben in den letzten vier Wochen theoretisch und praktisch wirklich wieder schöne Fortschritte gethan.“ Von den erwähnten Balladen theilen wir zwei als Proben mit: Den „Zauberlehrling“, dessen Grundgedanke der ist, daß Niemand die mächtigen Kräfte der Natur und des Geistes, zu Kampf und Leben erregen dürfe, der nicht auch die Macht besitze, ihren Aufruhr zu beschwichtigen, und die „Braut von Korinth“, ein „vampyrisches Gedicht“, welches die Macht des Liebesbebedürfnisses im Weibe versinnlicht.

Die Braut von Korinth.

Nach Korinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb und Treu,
Wie ein böses Unkraut, ausgerauft.

Und so lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich in's Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt,
Eh er es verlangt:
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speis und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich aufs Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er sieht bei seiner Lampe Schimmer,
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam, still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz- und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

„Bin ich," rief sie aus, „so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste Nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam."

„„Bleibe, schönes Mädchen!"" ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
„„Hier ist Ceres, hier ist Bacchus Gabe,
Und Du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.""

„Ferne bleib, o Jüngling! bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört."

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
„„Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sei die Meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.““

„Mich erhältst Du nicht, Du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man Dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an Dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt sie sich.“

„„Nein, bei dieser Flamme sei's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus,
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitsschmaus.““

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen;
Golden reicht sie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
„Die ist nicht für mich;
Doch ich bitte Dich,
Eine Locke gieb von Deinem Haar.“

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde,
Und nun schien es ihr erst wohl zu sein.
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein.
Doch vom Waizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der wie sie nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder,
„Ach, wie ungern seh ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst Du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt, wie Eis,
Ist das Liebchen, das Du Dir erwählt."

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
„„Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst Du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst Du nicht und fühlest mich entbrannt?""

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust!
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im Andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange,
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb- und Schmeichelworte mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist Du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind: —
„Giebt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind?" —
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eig'nem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch sie wendet gleich sich selbst hervor.
Wie mit Geists Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang und langsam sich im Bett empor.

„Mutter! Mutter!" spricht sie hohle Worte:
„So mißgönnt ihr mir die schöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte,
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's Euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß Ihr früh' mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt,
Ach! Die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd ich ausgetrieben
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ists' um den geschehn,
Muß nach Andern gehn
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben,
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab ich Dir gegeben,
Deine Locke nehm ich mit mir fort.
Sieh sie an genau!
Morgen bist Du grau,
Und nur braun erscheintst Du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte Du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu!"

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu ich Wunder auch.
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, Du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach ich merk es! Wehe! Wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst Du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ichs lassen!
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! Welche Blicke!

O Du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der Du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst am Ende
Gar nicht lassen?
Will Dich fassen,
Will Dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf Dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst Du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe, wehe!
Beide Theile
Steh'n in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! Ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen,
Welch' entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! Hör mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seids gewesen,
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

Im Juni 1797 fand sich Goethe wieder in der Stimmung den Faust fortzusetzen: „Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht." In günstigen Momenten fertigte er die „Zueignung" („Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten"), den „Prolog im Himmel" und das für die Brockenszene bestimmte Intermezzo „Oberons und Titanias goldene Hochzeit." Zur Charakterisirung des damaligen religiösen Standpunkts des Dichters lassen wir hier aus dem Prolog die ironischen Schlußworte des Schalks folgen:

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich, mit ihm zu brechen;
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Da jedoch, namentlich in Folge der Briefe Meyer's, die Sehnsucht nach Italien immer lebendiger in ihm ward, so ließ er sich sogleich wieder auf das Kunstgebiet locken („die nordischen Phantome wurden durch die südlichen Reminiszenzen verdrängt"), als ihn zu Ende des Monats sein Freund, der gelehrte Kunstkenner Hirt, besuchte. Durch dessen Aufsatz über Laokoon veranlaßt, stellte er seine Ansichten über den gleichen Gegenstand in einer eigenen Abhandlung zusammen, versuchte eine Schilderung der Peterskirche in Rom, und arbeitete auch an der Uebersetzung der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini, eines florentinischen Künstlers, die er schon längere Zeit unter der Feder hatte, wieder fort. Der Waffenstillstand von Leoben im Frühjahr 1797 hatte ihn in der Hoffnung bestärkt, das Land seiner Sehnsucht wieder zu sehen, und er sagte: „Seitdem bin ich mit aller Welt Freund." Meyer war seiner leidenden Gesundheit wegen nach Zürich zurückgekehrt, und Goethe schickte sich im Sommer an, dort mit ihm zusammenzutreffen: „Sind wir nur erst ein Mal wieder zusam-

men, so wollen wir fest aneinander halten, und unsere Wege weiter zusammen fortführen." Vor der Abreise verbrannte er „aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung" einen Theil der seit 1772 an ihn gelangten Briefe.

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

Am 30. Juli 1797 reiste Goethe in Gesellschaft Christianens und seines nun bald achtjährigen Sohnes August nach Frankfurt, und zwar, indem er vier Tage unterwegs war. Er wollte — dies charakterisirt die ganze Reise — absichtlich noch eine große Masse von Stoff sammeln, und traf allerlei künstliche Anstalten, sich des Besitzes dieses Stoffs zu versichern; er wollte nicht eher wieder kommen, als bis er „wenigstens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen." Er schreibt: „Man mag sich stellen, wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von Einer Seite, und übereilt sich im Urtheil; dagegen sieht man auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Ur-

theil ist im gewissen Sinne richtig. Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiskourante einheften lasse, und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft, und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin, und inwiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen eintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Akten, und so gibt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und bei meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen." Von Frankfurt schickte er seine Familie zurück, und reiste am 25. August über Stuttgart, wo er unter Andern Danneckers Werkstätte besuchte, und wo das lyrisch-dramatische Gedicht „Der Junggesell und der Mühlbach", das später mit „Der Müllerin Verrath" und „Der Müllerin Reue" einen Zyklus bildete, zu Stande kam, Tübingen, wo er die Naturalienkabinette besuchte, und Schaffhausen, wo er den Rheinfall na-

mentlich in Bezug auf die denselben begleitenden Farbenerscheinungen mit der Genauigkeit des Naturforschers studirte, nach Zürich, wo er am 20. September eintraf, nachdem unterwegs die Elegie „Amyntas" entstanden war, und sich, ohne Lavater zu sehen, mit Meyer nach dessen Wohnort Stäffa am See begab. Die fortdauernden Unruhen in Italien (wo unter dem Schutz französischer Waffen vor Kurzem die zisalpinische Republik entstanden war) verleiteten ihm das Projekt einer Reise dahin, und er beschloß, mit Meyer nun eine Gotthardreise zu machen. Diese Tour rief ihm das Bild Lili's lebhaft vor die Seele; und als er unterwegs in Altorf des Morgens einen nahen Berg mit über Nacht gefallenem Schnee bedeckt sah, dichtete er die Distichen:

War doch gestern Dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt.
Silbergrau bezeichnet Dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht Dir um den Scheitel ergoß.
Jugend ach! ist dem Alter so nah durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum gestern und heute verband.

Am 3. Oktober stand er zum dritten und letzten Mal auf dem Gipfel des Gotthard, auf dem er sich

mit Mineralien belud, und am 8. war er wieder in Stäffa, von wo er am 26. die Heimreise antrat. Da er während der Reise die Idee zu einem Epos „Wilhelm Tell“ gefaßt hatte, so hatte er in den Urkantonen das Lokal und die Sitten des Volks sorgfältig studirt, und las nun bei Meyer Tschudi's Schweizerchronik. Da Goethe den Plan des Epos wieder aufgab, so kamen diese Studien dem Schiller'schen Drama „Wilhelm Tell“ zu Gut; für die Goethe'sche Poesie resultirte aus denselben nur das „Blümlein Wunderhold, Lied des gefangenen Grafen“. Um dieselbe Zeit kam auch die Elegie „Euphrosine“ zu Stande, eine Todtenklage für die in der Heimath gestorbene Schauspielerin Christine Neumann; auch trug er sich mit der Idee einer sentimentalen Reisebeschreibung, die jedoch ebenfalls wieder aufgegeben wurde. In der Freude über seine Produktivität hatte unser Dichter schon am 25. September an Schiller geschrieben: „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegieen, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch Einiges schon wirklich gemacht; sowie ich überhaupt noch niemals die fremden Gegenstände mit solcher Bequemlichkeit aufgefaßt, und zugleich wieder Etwas producirt habe.“ Außer den poetischen Beschäftigungen trieb er aber während seines Zusammenseins mit

Meyer hauptsächlich Kunststudien, aus denen die Idee zu mehreren Abhandlungen entsprang, die aber größtentheils nicht zu Stande kamen. Die Heimreise geschah in Begleitung des Freundes, und führte über Stuttgart und Nürnberg, wo die Reisenden einige Tage mit Knebel zubrachten. In der zweiten Hälfte des November traf Goethe, beladen mit Papieren, Steinen und Kunstsachen, wieder in Weimar ein. Wir begegnen aber sehr bald der Klage, daß er das Reisematerial zu Nichts brauchen könne, und außer aller Stimmung sei, Etwas zu thun, so daß ihm kaum ein erträglicher Brief gelingen wolle. Die Reise hatte, wie Schiller richtig geahnt, das Gegentheil von dem zur Folge, was sie bezwecken sollte; statt der Anspannung stellte sich Abspannung ein.

Wie die Schweizerreise des Jahres 1779 eine Entwickelungsperiode in Goethe's Leben schloß, so die des Jahres 1797. In Hermann und Dorothea lag die poetische Fülle seiner Jugendwelt zuletzt vor uns ausgebreitet; der durch die Verbindung mit Schiller hervorgerufene Dichterfrühling schwand, der poetische Genius senkte die Flügel, wenn schon der Geist seine Schärfe noch eine lange Reihe von Jahren hindurch nicht verlor. Durch den Umgang mit Schiller war er auf die Bahn der Reflexion gebracht worden, und diese, verbunden mit der Besonnenheit und Selbst-

beschränkung, die das Prinzip seines Lebens und Charakters bildete, das nun mit voller Gewalt hervortrat, führte ihn zu einer unproduktiven Ruhe, wenn auch noch mancherlei Pläne ihn bewegten. Um jene Selbstbeschränkung, deren Entstehung wir nachgewiesen haben, zu charakterisiren, flechten wir hier ein, was Echtermeyer über sie sagt: „Der Abschluß (der poetischen Bildung Goethe's) ist der, daß er sich mit dem Weltlauf abfindet, daß die Schranken der Wirklichkeit als gegebene, nicht als vernünftige, sondern als äußere Nothwendigkeit anerkannt werden, das Widerstreben des Gemüthes gegen sie aufgegeben, der innere Freiheitsdrang der äußeren Nothwendigkeit gegenüber beschwichtigt wird. Der Weltlauf aber und der Komplex des geselligen Lebens ist nicht die realisirte Freiheit einer vernünftigen Totalität des geschichtlichen Geistes. Deßhalb ist die Ausgleichung mit dem Weltlauf keine wahre Versöhnung; man kann, um mit ihm auszukommen, nur resigniren, entsagen, sich akkomodiren. Das ist die Weisheit des Lebens und Lebenlassens. Es ist dies, daß ich mich in die Umstände füge, mich den Umständen unterwerfe, und dadurch die Umstände mir, ohne in diesem Verhältniß doch wahrhaft bei mir, und in wahrhaft verwirklichter Freiheit zu sein. Für dies Verhältniß gilt die Maxime:

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Als wenn die immer bedeckten Füße des Menschen, und nicht vielmehr nur des Philisters letzte Rücksicht wären! Allerdings ist nun Alles in der Ordnung. Die Leidenschaft, der Freiheitsdrang kommt aus seiner Feindschaft mit dem Gesetz zu einer Ausgleichung, und der in sich gemäßigte Mensch zu einer behaglichen Existenz. Aber dies ist nur der zivile Kreis und das bürgerliche Leben; die Gegensätze in den höhern Sphären der Freiheit, der Kampf des weltgeschichtlichen Geistes wird dabei nicht geschlichtet, nur abgehalten, nicht versöhnt, nur ignorirt. Das Ergebniß der Goethischen Entwickelung ist also dies, daß er überall dem bewegten Herzen Resignation und Entsagung predigt. Daher auch die Schlüsse aller seiner größeren Kompositionen, selbst wenn sie die Befriedigung und Versöhnung zu ihrem Inhalt haben, entsagend oder lyrisch ausfallen. Das Lyrische ist fähig, die in sich befriedigte und harmonische Subjektivität darzustellen, die begeisterte Lyrik seine vollendete Gattung. Das Drama dagegen, welches auf die Probleme des Lebens und des Geistes angewiesen ist, bringt es von diesem Standpunkte aus nie zu einem befriedigenden und versöhnenden Schluß. Der natürlichen Tochter gar nicht

zu gedenken, ist Tasso z. B. sogleich auf das Entsagen angelegt; Tasso erkennt den Sturm des Innern als seine Krankheit, und Antonio, diese Personifikation des berechneten Maaßhaltens, als den Felsen, an dem er scheiternd sich anklammert, als seine Macht und Wahrheit an. Egmont läßt die Welt nicht an sich kommen; er ist nur ein Traumwandler in seiner Gemüthswelt, der sich fürchtet bei'm Namen gerufen zu werden, um aus ihr nicht zu erwachen. Nur im Traume erreicht er auch die Freiheit; und die wirkliche Versöhnung, die durch Oranien in die Darstellung hätte kommen sollen, bleibt eine jenseitige, ebenso wie das Problem des Faust im ersten Theile ungelöst, und seine Sehnsucht ungestillt, im zweiten Theil in der Industrie stecken bleibt, und die unbefriedigten Kunstbestrebungen Wilhelm Meisters in die prosaischen Interessen des bürgerlichen Lebens auslaufen, so daß die Resignation, die in dieser Wegwendung vor der idealen Welt liegt, im Faust auf eine jenseitige Versöhnung, in den Wanderjahren wenigstens auf ein Jenseits im Diesseits, nach der neuen Welt, nach Amerika hinüberweist. In den Wahlverwandtschaften spielt die Entsagung eine große Rolle, selbst die Iphigenie, die noch zu den objektivsten Produktionen gehört, endigt mit dem Lebewohl der Resignation, und die Wanderjahre führen sogar

den Titel: „Die Entsagenden.“ Allerdings ist erst die Leidenschaft mit dem ewigen Inhalt des historischen Geistes über das Gesetz erhoben, und zur wahren Freiheit siegreich hindurchzudringen fähig. Sofern also Goethe in der zivilen Sphäre verharrt, ist ihm jene höhere Versöhnung versagt. Die Besonnenheit und Gesetzlichkeit mit der Maxime der Resignation, die seiner abgeschlossenen Bildung angehört, nannten wir unpoetisch. Das poetische Ferment in Goethe's Dichtungen stammt daher fast überall aus frühester Zeit, und die Konzeption der bedeutendsten gehört fast ausschließlich seiner Jugend an, der Zeit, da es in ihm gährte, da der Prozeß aus der Leidenschaft und der Ueberschwänglichkeit ihn bewegte. Er betrachtet es zuletzt als eine „Aufgabe“, eine Schuldigkeit gegen das Publikum, das Begonnene zu vollenden, ist aber gar nicht mehr mit Liebe in dem alten Stoffe und seiner Bewegung, nimmt ihn daher nur zum Rahmen, die Reflexionswelt seiner späteren Zeit und deren wissenschaftliche Tendenzen in ihm niederzulegen. Der junge Goethe ist dem alten gänzlich fremd geworden; er nennt ihn oft seinen jungen Freund, und spricht ganz objektiv von ihm.“

In der egoistischen Zurückziehung auf sich selbst liegt kein Interesse mehr, und wir könnten daher im Grunde die Biographie des Dichters hier schließen,

wenn derselbe in die Periode seines Alters nicht eben noch mehrere „Aufgaben" mit hinüber genommen hätte. Wir wollen jedoch die zweite Dichterperiode Goethe's noch bis zum Tode Schillers fortführen, weil bis dahin noch ihre Nachklänge reichen.

Sechsundsiebenzigstes Kapitel.

Im Winter von 1797 auf 1798 warf sich Goethe bei entschiedenem Mangel an poetischer Produktionslust in eine zerstreuende Vielgeschäftigkeit; die Fortsetzung des Faust kreuzte sich mit verschiedenen Plänen zu neuen Gedichten und mit Kunstbetrachtungen, aus welchen eine mit Meyer herausgegebene archäologische Zeitschrift („Propyläen") hervorging, die jedoch aus Abonnentenmangel schon im Jahr 1800 aufgegeben werden mußte. Goethe bezeichnet sie als eine Wohlthat für seinen Geist, da sie ihn zum Aussprechen der Ideen und Erfahrungen nöthige, die er schon so lange Jahre mit sich herumschleppe. Mit 1798 hörten auch die Horen Schillers auf. Neben den Kunstbetrachtungen liefen naturwissenschaftliche Spekulatio-

nen nach den verschiedensten Richtungen; auch fühlte sich Goethe von Schellings naturphilosophischen Schriften angezogen, und äußerte: „Die Philosophie wird mir immer werther.“

Der Ankauf des Freiguts zu Oberroßla brachte ihm mit dem Frühjahr Wirthschaftssorgen neuer Art, und der Schloßbau zu Weimar nahm seine Thätigkeit ebenfalls in Anspruch; doch gab ihm Ifflands Ankunft zu Gastrollen am 24. April neue poetische Anregung, die jedoch außer den lyrisch-didaktischen Gedichten „Bakis Weissagungen“ und „Deutscher Parnaß“ nur zu Projekten führte, die ihm Schiller vergebens auszureden suchte. Im Sommer kam zu den übrigen Zerstreuungen auch noch die Erweiterung des Theaters. Am 12. Oktober wurde das neue Haus mit Wallensteins Lager von Schiller eröffnet, dem am 30. Januar 1799 die Aufführung der Piccolomini und am 20. April die von Wallensteins Tod folgten. Die Trilogie des Wallenstein ist dasjenige der Schiller'schen Werke, bei welchem der Einfluß Goethe's auf den Dichter am Sichtbarsten ist, obwohl Goethe nicht, wie man hie und da geglaubt hat, großen Antheil an der Bearbeitung desselben hatte. Er ging dem Freunde nur mit Rath an die Hand, übersandte ihm zur Kapuzinerpredigt einen Band der Predigten des P. Abraham a Sancta Clara,

und belehrte ihn hinsichtlich eines der schwierigsten Punkte des Dramas, des astrologischen Motivs, in einem inhaltsschweren Briefe, auf den Schiller erwiderte: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit auf's Neue erfahren."

Der Vorbereitung der Darstellungen des Schiller'schen Dramas nahm sich Goethe mit dem größten Eifer an, und von ihnen datirt, man kann wohl sagen eine neue Epoche der deutschen Bühne. Ueberhaupt war die Bühne derjenige Gegenstand, der Goethe's Interesse am Nachhaltigsten fesselte, und für den er in den Zeiten seiner poetischen Unfruchtbarkeit auch das Meiste leistete. Er ließ sich die dramaturgische Ausbildung des Theaterpersonals in einem Grade angelegen sein, daß die Weimarer Bühne zu einer Schule für ganz Deutschland wurde. In diesen Bestrebungen unterstützte ihn Schiller, als dieser im Dezember 1799 nach Weimar herüber zog, und dadurch einen neuen Impuls in des Freundes Leben brachte. Um auf dem durch Wallenstein angebahnten Wege fortzuschreiten, übersetzte Goethe noch 1799 den Mahomet des Voltaire, sowie „in Ermangelung des Gefühls eigener Produktion" im folgenden Sommer den Tankred desselben Dichters; doch brachte er auch für den Geburtstag der alten Herzogin (24. Oktober) ein eigenes kleines

Festspiel „Paläophron und Neoterpe“ zu Stande. Schiller schritt unterdessen im Selbstgefühl der regsten Schöpferkraft von einem dramatischen Werke zum andern; Goethe arbeitete zwischenhinein an der Fortsetzung des Faust. Das Frühjahr 1801 brachte er auf seinem indessen schon 1803 wieder verkauften Gute zu Oberroßla zu, und hier entstand nebst andern auch das kleine Gedicht „Wanderer und Pachterin.“ Nach der Konfirmation seines Sohns machte er mit demselben eine Badreise nach Pyrmont, um die Folgen eines Fieberanfalls vom vorigen Sommer vollends zu beseitigen, und wurde unterwegs (am 7. Juni) mit einem Lebehoch der Studenten in Göttingen empfangen. In Pyrmont beschäftigte er sich mit jener von der letzten Schweizerreise her bekannten Umständlichkeit mit Chroniken, Häusern, Steinen, Küchenzetteln, Badelisten 2c. Da ihn das Bad jedoch mehr aufregte, so begab er sich am 17. Juli für einige Wochen nach Göttingen, wo er sich ausschließlich mit naturhistorischen Exzerpten aus der dortigen Bibliothek beschäftigte. Am 30. August traf er wieder in Weimar ein, um sich mit der alten Liebe wieder der Bühne zu widmen. Ueber diese Wirksamkeit sagt einer seiner Bewunderer: „Da ward keine Art persönlicher Hingebung gespart, mit unermüdlicher Geduld Lese- und Darstellungsproben abgewartet und wiederholt, jeder Charakter genau begränzt,

entwickelt, lebendig hingestellt, die Harmonie des Ganzen immer schärfer in's Auge gefaßt, erspäht und gerundet. Nirgends vermochte Goethe den Zauber seiner imposanten Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen als unter seinen dramatischen Jüngern: streng und ernst in seinen Forderungen, unabwendlich in seinen Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das Kleinste wie das Größte beachtend und eines Jeden verborgenste Kraft hervorrufend, wirkte er im gemessenen Kreise, ja meist bei geringen Mitteln oft das Unglaubliche." Im November 1801 wurde Lessings Nathan in Scene gesetzt, im folgenden Jahre Schillers Turandot, Schlegels Jon und Alarkos, Goethe's Iphigenie; es war Absicht, durch Heranziehen klassischer Leistungen „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren, und dadurch endlich ein Mal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könne." Da hierdurch die Stücke des in Weimar wohnenden elenden Kotzebue verdrängt wurden, so sparte dieser keine Intrigue, um die Gesellschaftskreise gegen Goethe aufzuhetzen und dessen Bund mit Schiller zu sprengen, machte jedoch glänzend Fiasko. Im Jahr 1802 wurde auf Goethe's Betreiben in dem stiftmerseburgischen Badort Lauchstädt eine neue Bühne errichtet und am 26. Juni mit einem

eigens dazu gefertigten Vorspiel Goethe's „Was wir bringen" und mit Tasso eingeweiht. Um jene Zeit bedauerten seine Freunde allgemein seine poetische Unfruchtbarkeit; er war jedoch im Stillen mit einer dramatischen Trilogie beschäftigt, der „natürlichen Tochter", zu welcher ihn die Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti geführt, und welche die die französische Revolution bewegenden Ideen darstellen sollte. Aber, wie Vilmar sagt, das Stück, von dem überdies nur der erste Theil und zwar in dem langen Zeitraum von 1801 bis 1803 vollendet wurde, mißlang, „weil Goethe sich persönlich unangenehm von der französischen Revolution berührt fühlte, und doch diese widerwärtige Empfindung nicht wie in seinen übrigen Gedichten von sich ablösen konnte, und dies konnte er darum nicht, weil hierzu Grundlagen in der Gesinnung erfordert werden, die Goethe eben nicht besaß. Daher sind denn die Charaktere verflüchtigt und verblasen, wie auch die fast wunderliche Aufführung der Personen schon ausweist: König, Herzog, Graf ꝛc." Ueber die kalte Aufnahme, welche der erste Theil bei seiner Aufführung zu Lauchstädt am 2. April 1803 fand, tröstete sich Goethe damit, „den unverzeihlichen Fehler begangen zu haben, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war." Im nächsten Jahr (1804) übersetzte er Rameaus Neffen von

Diderot, hatte jedoch bei vielen andrängenden Geschäften nicht viel Zeit und wenig Stimmung für poetische Arbeiten; er begleitete nur Schillers Wilhelm Tell mit seinem Rathe, richtete Shakespeare's Julius Cäsar für die Bühne ein, und umarbeitete seinen Götz, „um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den das deutsche Publikum allenfalls auf ein Mal hinunterschlucke," womit er dem Stück jedoch einen schlechten Dienst erwies. Der Mangel produktiver Lust ging so weit, daß er nicht ein Mal zu den Festivitäten aus Anlaß der Vermählung des Erbprinzen mit einer russischen Prinzessin im November 1804 eine poetische Gabe bringen konnte; Schiller mußte mit seiner „Huldigung der Künste", der letzten Dichtung, welche er vollendete, aushelfen.

Neben dem Theater wendete Goethe auch der bildenden Kunst seine volle Theilnahme zu. Einige Aufsätze über dieselbe gab er nach Aufhören der Propyläen in die allgemeine Literaturzeitung; auch bildete er mit Meyer eine Gesellschaft von Kunstfreunden, welche Preisaufgaben stellte, um durch eine sorgfältige Auswahl günstiger Gegenstände die Künstler auf die höheren Anforderungen idealer Kunst hinzuweisen, und jährliche öffentliche Ausstellungen veranstaltete. Die letzte dieser Kunstausstellungen fand im Jahr 1805 statt. Goethe lieferte in eigenen Abhandlungen eine

ausführliche Kritik der einzelnen Gemälde und Zeichnungen, die ihn wiederum zu verschiedenen Studien über die Kunst der Griechen führten. Die moderne Kunst war so ziemlich ausgeschlossen. Von dem im Jahr 1805 erschienenen Werke „Winckelmann und sein Jahrhundert" ist die erste Abtheilung von Goethe.

Auch die anderen Liebhabereien Goethe's ruhten nicht. Der Tod des Hofraths Büttner, der schon bei Lebzeiten seine beträchtliche Bibliothek der Regierung verkauft hatte, führte ihn im Januar 1802 nach Jena, um die Bücher und physikalischen Instrumente zu expediren, und er wendete den längern Aufenthalt daselbst an, um mit Niethammer und Schelling Philosophie, mit Ritter Physik, mit Loder vergleichende Anatomie und mit Himly Optik zu treiben. Ebenso kam er noch im gleichen Jahre durch den Aufenthalt in Lauchstädt mit den Professoren in Halle in Berührung, namentlich mit dem großen Philologen Wolf, „mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt;" mit ihm trieb er Philologie. Mit Voß, der sich eine Zeitlang in Jena aufhielt, ging er die Gesetze der Metrik durch. Als seit dem Jahr 1803 die Universität Jena viele ausgezeichnete Lehrer theils durch den Tod, theils durch Abgang an andere Orte, und in Folge davon bedeutend an Frequenz verlor, war es seine Hauptsorge, mit den geringen Mit-

teln, die in dem kleinen Lande zu Gebot standen, den alten Flor wenigstens annähernd wieder herzustellen. Er trat selbst an des gestorbenen Batsch Stelle das Präsidium der naturhistorischen Gesellschaft an, verhinderte die Uebersiedelung der allgemeinen Literaturzeitung nach Halle, und ließ 1804 durch den von Heidelberg berufenen Professor Ackermann das anatomische Museum errichten.

Nachdem wir in dem Bisherigen einen Blick auf die verschiedenartige Beschäftigung unseres Dichters in den Jahren 1798 bis 1805 geworfen, erübrigt noch, einige Einzelheiten nachzutragen. Die Krankheit, von welcher derselbe im Jahr 1800 befallen wurde, hatte wieder eine Annäherung an die Frau von Stein, aber bei dem nunmehrigen Alter der Beiden (er zählte 51, sie 58 Jahre) natürlich nicht mehr das früher zärtliche Verhältniß herbeigeführt. Am 12. Januar 1801 schrieb Frau von Stein an ihren Sohn: „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen.“ Auch scheint das Verhältniß Goethe's zu seiner „kleinen Freundin“ (Christiane) zeitweise, wie das übrigens auch in den „legitimen“ Ehen zu gehen pflegt, getrübt

gewesen zu sein; wenigstens heißt es in einem gleichzeitigen Briefe der Stein, wobei wir jedoch nicht vergessen dürfen, wie erbittert diese gegen die Geliebte ihres ehemaligen Geliebten war: „Goethe ist sehr traurig, und soll drei Stunden geweint haben; besonders weint er, wenn er den August sieht. Der arme Junge dauert mich, er war entsetzlich betrübt; aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken in einem Klub von der Klasse seiner Mutter.“ Auch Schiller spricht in seinen Briefen ein Mal von Goethe's „elenden“ häuslichen Verhältnissen; außerdem geht uns aber jede nähere Nachricht ab. Faktisch ist übrigens, daß der junge Goethe sich Ausschweifungen hingab, die im Jahre 1830 seinen Tod herbeiführten. Auch das gesellige Leben Goethe's erlitt eine Störung, indem die schon erwähnten Intriguen Kotzebue's doch den Erfolg hatte, daß sich im Jahre 1802 seine Freitagsgesellschaft, zu welcher Jener keinen Zutritt fand, auflöste. Diesem Verein verdanken wir Schiller's „Vier Weltalter“ und „An die Freunde“; zur Abreise des Erbprinzen von Weimar dichtete er das Lied „So bringet denn die letzte volle Schale“, und Goethe das als Probe hier folgende Tischlied:

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Bei'm Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde nicht,
Wie ich mich geberde!
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde;
Darum schwör ich feierlich
Und ohn alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl einhundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre.
Ans Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß ich sie sogleich,
Sie, die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind
Wen ich eben meine,
Nun so nicke sie mir zu:
Leb auch so der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen,
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sei ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen!

Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammen stellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen Viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ists, worauf ich ziele.

Die Spannung zwischen Herder und Goethe hatte sich nach der Konfirmation des Sohnes des Letzteren, welche der Erstere vornahm, zwar gemindert, trat aber gleich nach Aufführung der natürlichen Tochter wieder ein, und wuchs so sehr, daß Goethe während der letzten Krankheit Herders (dieser starb am 18. Dezember 1803) nicht vorgelassen wurde. Dagegen hatte er an Dr. Riemer, der nach Meyers Verheirathung im Jahre 1802 als Erzieher seines Sohnes in sein Haus trat, und an dem jüngeren Heinrich Voß, der 1804 Gymnasiallehrer zu Weimar wurde, treue, junge Freunde gewonnen, die ihn mit kindlicher Hingebung liebten. In seinen Briefen schreibt der Letztere über ihn: „Goethe hat die Kunst inne, An-

dere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken. Den Mann liebe ich ohne Gränzen; ich sehe ihn als meinen theuern Vater an, und er mich als meinen Sohn, und in diesem Verhältnisse ist er einer meiner ersten Freunde, auf den ich wie auf eine feste Burg baue. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, daß wünschte ich Dir ein Mal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Eltern nicht inniger lieben, als ich diesen Vater aller guten Kinder liebe." In engere Beziehung trat Goethe auch mit Wolf dem Philologen und mit dem Musikdirektor Zelter in Berlin, der nun seine Lieder komponirte. Im Dezember 1803 kam die französische Schriftstellerin Staël in Begleitung von Benjamin Constant für einige Monate nach Weimar, belästigte unsern Dichter jedoch mehr, als sie ihn erfreute. — Ueberhaupt begannen schon jetzt aus allen Richtungen der Windrose die literarischen Wallfahrten in Goethe's Haus.

Während des Winters von 1804 auf 1805 bemächtigte sich Goethe's eine sehr trübe Stimmung. Schiller war krank, und konnte nur mit Unterbrechungen an seinem Demetrius arbeiten, und auch Goethe litt an den Anfällen einer Nierenkolik. Als ihm bei'm Neujahrsbriefe an Schiller unwillkürlich die Worte

„zum letzten Neujahrstag" aus der Feder geflossen waren, sagte er zur Stein: es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben würde. Heinrich Voß beschreibt, wie nach einem längeren Krankheitsanfalle Schillers die beiden Dichter sich wiedersahen: sie fielen sich um den Hals, und sprachen ohne Worte die Freude des Wiedersehens in einem langen Kusse aus. Beide hofften, daß der Frühling ihnen Genesung bringen werde; aber Schiller starb am 9. Mai. Am 30. April hatten sie sich zum letzten Mal gesehen: Schiller ging in's Schauspiel; vor seiner Hausthüre schied Goethe von ihm, um seines übeln Befindens wegen das Haus zu hüten. Während des Freundes Krankheit hatte Voß ihn ein Mal weinend in seinem Garten getroffen, und auf seine Erzählung von Schiller versetzte er: „das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig." — Niemand wagte, ihm die Todesbotschaft zu verkündigen; doch ahnte er sie aus der Zerstörung, die er um sich herum wahrnahm, und sagte: „Ich merke es, Schiller muß sehr krank sein." In der Nacht hörte man ihn weinen. Am Morgen fragte er eine eintretende Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Die Angeredete brach in lautes Schluchzen aus. „Er ist todt?" fragte Goethe fest. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" antwortete Jene. „Er

ist todt!" wiederholte Goethe, und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Er versenkte sich in trauriger Einsamkeit in seinen Schmerz. „Meine Tagebücher", sagte er, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten." Er beklagte, die Hälfte seines Daseins verloren zu haben.

Gleich nach dem herben Verlust eine Todtenfeier auf der Bühne zu veranstalten schien ihm verletzend; er spricht sich gegen Zelter bitter aus über „die Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden." Im Juni erheiterten ihn einige Besuche, wie der Wolfs und des auf der Reise nach Münster begriffenen Jacobi. Den Sommer brachte er in Lauchstädt zu, wo er sich durch philologische Erörterungen mit Wolf, durch Galls Vorlesungen über Schädellehre und durch eine Harzreise zerstreute. Am 10. August veranstaltete er auf der Lauchstädter Bühne als würdige Todesfeier die Aufführung von Schillers Glocke, zu der er den berühmten „Epilog" gedichtet hatte.

V. Goethe im Alter.

(1806—1832.)

[illegible] Gewißheit, und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Er versenkte sich in traurigen Stillschweigen in seiner Erinnerung. „Meine Tagebücher", sagte er, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten." Er beklagte, die Hälfte seines Daseins verloren zu haben.

[illegible] Trauerfeier auf der Bühne zu veranstalten schien ihm anstößig; es sträubte sich gegen [illegible] „die Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden." Im Juni erheiterten ihn einige Besuche, wie der Wolf's und des auf der Reise nach Münster begriffenen Jacobi. Den Sommer brachte er in Lauchstädt zu, wo er sich durch philologische Unterredungen mit Wolf, durch Galls Vorlesungen über Schädellehre und durch eine Harzreise zerstreute. Am 10. August veranstaltete er auf der Lauchstädter Bühne als würdige Totenfeier die Aufführung von Schillers Glocke, zu der er den berühmten „Epilog" gedichtet hatte.

Siebenundsiebenzigstes Kapitel.

Schiller wurde nur der Nachruhm zu Theil: erst über seinem Grabe schwieg die Mißgunst; Goethe dagegen genoß noch lange Jahre selbst den Ruhm, und sonnte sich in dessen Glanze. Fast unbestritten galt er in der Periode, in welche wir eben mit ihm treten, als der größte Dichter der Deutschen, und um ihn schaarten sich die jüngeren Dichter, obwohl er sich nicht herbeiließ, das Haupt einer Schule zu werden.

Nach Schillers Tode schrieb er an Zelter: „Ich sollte eigentlich eine neue Lebensweise anfangen.“ Und den Anfang einer neuen Lebensperiode feierte er gewissermaßen, als er im Jahre 1806 zum ersten Male eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke für den Druck veranstaltete, von der im März 1807 die

erste Lieferung erschien. Für diese Ausgabe vollendete er auch im Winter 1806 und im Frühjahr 1807 die Redaktion des ersten Theils des „Faust," von welchem in der Göschen'schen Ausgabe seiner Schriften von 1790 bereits das in Italien zu Stande gekommene Fragment veröffentlicht war. Auch vom zweiten Theil war schon Einiges begonnen; derselbe blieb aber bis zum Jahre 1825 liegen, und wurde erst im Sommer 1831 vollendet, so daß wir im Faust eine Dichtung vor uns haben, die — wozu es kein zweites Beispiel giebt — den Dichter über sechzig Jahre lang durch das Leben begleitete, denn die erste Idee des Faust hatte er schon als Student der Universität Straßburg gefaßt, und schon im Jahre 1773 war das Wesentliche dessen niedergeschrieben, was 1790 erschien. Da jedoch der zweite Theil ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist, in welches der Dichter soviel „hineingeheimnißt" hat, daß es schon jetzt fast unverständlich ist, und im Lauf der Jahre der Faden des Verständnisses ganz verschwinden wird, „während der erste Theil als ein unvergleichliches Meisterwerk noch nach Jahrhunderten die Bewunderung der kommenden Geschlechter erregen wird", — so wollen wir hier schon das Ganze einer kurzen Betrachtung unterwerfen.

Die „Tragödie" des Faust ist ein psychologisches Drama, die Darstellung des Heldenkampfes der nach

Freiheit ringenden Seele, die Darstellung der Bildungs- und Entwickelungsgeschichte des Menschen, für welche Goethe in den eigenen Busen und in den Busen einer Zeit gegriffen hat, die wie er das Ideal der Freiheit suchte und nicht fand. „Der Faust ist der ganze Goethe, und spiegelt alle seine Perioden, seinen Kampf, sein Gelingen und sein Verkommen wieder. Von vornherein ist in dieser Dichtung die alte Welt überwunden, wir befinden uns auf dem Boden der neuen reinmenschlichen. Dann erst beginnt die rechte Qual und Lust, der Drang und die Leidenschaft der Menschenbrust, die eigentliche Aufgabe des befreiten Lebens und Dichtens. Das schöne Gedicht wie des Dichters Leben enthält in seinem Verlauf die Darstellung des schönen Innern, und befriedigt, wo es diese Vollkommenheit und Freiheit erreicht, es endigt nicht damit, ja es hat mit dem Ausdruck des wettenden Faust,

Das Streben meiner ganzen Kraft
Ist grade das, was ich verspreche,

nicht ein Mal das große Problem der befreiten Menschheit zu fassen gewußt: es ist ein Fragment wie das Menschenleben selbst, und wollte man sich an Worte hängen, so wäre der Rückfall in die ironisirte alte

Welt durch die Tragödie Grethchens leicht zu rügen.“ Zum Rahmen seiner Dichtung hat der Dichter die aus dem sechszehnten Jahrhundert stammende und in der zweiten Hälfte desselben in dem bekannten Volksbuch niedergeschriebene Faustsage gemacht, welche ebenfalls schon die titanische Natur des Menschen, den Durst nach unbeschränktem Wissen, Genießen und Handeln darstellt. Das psychologische Moment dieser Sage hat Goethe ergriffen, und in ihm die Entwickelung nicht eines Individuums, eines Menschen, sondern des Menschen selbst dargestellt. „An diese Zeit (der Sturm- und Drangperiode),“ sagt Vilmar, „lehnt sich Goethe mit seinem Faust ganz direkt an, und es wird das Drama niemals vollständig begriffen werden, wenn es nicht in dem genauen Verhältniß begriffen wird, in dem es zu der Zeit steht, in der es seinen Ursprung fand. Aber freilich würde es eine beschränkte Auffassung sein, wollte man dasselbe bloß aus diesen historischen Anlehnungen zu begreifen versuchen; es wäre dann ein Zeitbild, aber bei Weitem keine Dichtung ersten Ranges, kein Weltbild. Ueber jenen beschränkteren Werth und Rang eines bloßen Zeitbildes wird es von dem Dichter schon durch die erste Anlage, mehr noch durch die späteren Hinzufügungen wie z. B. den Prolog im Himmel, am Meisten durch die spätesten Ausführungen hinausgehoben, während der zweite

Theil, in den Goethe so viel „hineingeheimnißt" hat, wieder aus dem allgemeinen, großartigen Weltbilde in die engeren Gränzen eines Zeitbildes zurückkehrt." Faust wird durch kein Wissen befriedigt: „das Wissen ist keine That, ist kein Genuß — und doch ist die volle Befriedigung nur da, wo jedes Wissen eine That, und jede That ein Genuß. Das Wesen des Wissens ist die That, und der Kern der That der Genuß: was nicht versucht, was nicht erfahren, nicht genossen ist, das ist nicht gewußt; darum soll, nachdem das Leben versucht worden ist ohne Befriedigung, nun auch der Tod versucht werden durch den eigenen Willen und die eigene Hand." Die Kirche, das Christenthum führt ihn noch zurück; aber bald macht sich demselben gegenüber der Mensch geltend, und „er steigt nun hinan zu den höchsten Gipfeln menschlichen Genusses (Grethchen) und hinab in die dunkelsten Tiefen desselben (Reise zum Brocken, Walpurgisnacht), zerstört den eigenen Genuß, vernichtet Genuß und Leben Anderer, möchte verweilen in der Freude und im Schmerze, darf aber nicht, kann aber nicht darin verweilen." Was und wohin nun? Mit dieser Frage schließt der erste Theil des Faust, und die Antwort, die im zweiten darauf gegeben wird, befriedigt nicht: „Nach dem Wissen und Genuß die That, die Beides, Wissen und Genuß, in sich befaßt und Beides aus

sich erzeugt, die That, die niemals stille steht, und doch mit sich selbst abschließt, die That, welche aus allen vereinigten Kräften des Menschen hervorgeht, und eben darum ihn in seiner Einheit und Ganzheit darstellt. Auf diese That hat denn auch der zweite Theil des Faust den Helden einlenken lassen; aber es ist diese That keine allgemein-menschliche That, wie das Streben nach Wissen und Genuß im ersten Theil ein allgemein menschliches Streben war, sondern es ist die That eines Individuums. Es sind zum großen Theil literarische Thaten, z. B. die Verschmelzung des Klassischen und Romantischen, es sind Thaten der gemeinsten Nützlichkeit und Brauchbarkeit, und während der erste Theil in seinen symbolischen und typischen Figuren eine Welt befaßte, so ist das allegorische Gewand des zweiten Theils so eng, daß nicht ein Mal die Figuren darunter passen wollen, welche hinein geheimnißt worden sind."

Achtundsiebenzigstes Kapitel.

Während des Feldzuges von 1806, der durch den Schlag von Auerstädt und Jena am 14. Oktober die preußische Dynastie der Gnade des siegreichen, ersten Napoleon Preis gab, wurde Weimar von den Franzosen geplündert, weil der Herzog ein preußisches Armeekorps kommandirte. Das Haus Goethe's als Quartier des Marschalls Ney blieb jedoch verschont, und er rettete seine Sammlungen und Papiere, während z. B. sein Freund Meyer Alles verlor und der handschriftliche Nachlaß Herders gänzlich vernichtet wurde. Goethe sagte zu seinen Freunden: „Da eine trübe Zeit heranrückt, so müssen auch wir enger an einander rücken.“ Für einen treuen Diener seines Herrn war die Zeit in der That trüb, denn der Her=

zog mußte, um von dem stolzen Sieger nicht vernichtet zu werden, schleunigst die preußischen Militärdienste verlassen und Napoleons Rheinbund beitreten, wurde aber gleichwohl von französischen Spionen mißtrauisch bewacht. „Was wollen sie denn, diese Franzosen?“ fragte Goethe, „Sind sie Menschen? Warum verlangen sie gerade das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Der Herzog soll so handeln, wie er handelt; er muß so handeln, und müßte er darüber Land und Leute verlieren. Unglück! Was ist Unglück? Das ist Unglück, wenn sich ein Fürst von Fremden dergleichen in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, daß Beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn in's Elend begleiten, und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen, und zu einander sprechen, das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war. Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist: Die Schande der Deutschen will

ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf-, und Euch von dem Euern heruntersingen.“ In der That eine sehr rührende Dienertreue! Göthe kam jedoch nicht in den Fall, sein Schandlied dichten, und erleben zu müssen, was Männer darauf gethan hätten. Man hat auch, um seine politische Ehre zu retten, angeführt, daß er um die gleiche Zeit einmal bei Tische sehr feurig und mit vieler Achtung und Kraft „für Bürgerrechte und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann“ gesprochen habe; allein es ist denn doch zu bedenken, daß der Minister Goethe später, als die Zeiten der Noth vorüber waren, in welchen, wie wir wissen, die schönen Worte wohlfeil sind, vor dem Bürgerrecht der landständischen Vertretung z. B. keine Achtung bezeigte. Auch war die Idee, welche er sich damals (1806) von der „Wiedergeburt Deutschlands“ machte, sehr eng mit der anderen Idee verschwistert, daß die Preßfreiheit, welche ebenfalls zu den Bürgerrechten gehören dürfte, vom Uebel sei. Sei dem indessen, wie ihm wolle, die Schlacht von Jena hatte den Erfolg, daß Goethe am 19. Oktober Christiane durch die kirchliche Trauung zum Rang seiner „legitimen“ Gemahlin erheben ließ, um gegen alle

Wechselfälle der politischen Ereignisse die Zukunft seines Sohnes sicher zu stellen.

Als wieder Ruhe eingetreten war, widmete sich Goethe den gewohnten Beschäftigungen, vor Allem dem Theater. Außer andern nahm er zunächst eine Reihe spanischer Tragödien in das Repertoire auf, und verwendete auf die Vorbereitung der Stücke in den Proben und in Belehrung der Schauspieler große Sorgfalt, so daß die Leistungen der Weimarer Bühne bei den Darstellungen in Leipzig im Sommer von 1807, welche mit einem Prolog Goethe's eröffnet wurden, glänzende Anerkennung fanden. Graf Reinhard schrieb nach Aufführung des Tasso: „Im Ensemble wie im Einzelnen ist Kunst, deutsche Kunst; Sie sind der Einzige, der in dieser Art Etwas geschaffen hat, das sich den Franzosen gegenüber stellen läßt.“ Er redigirte, ähnlich wie er seinen Götz umgearbeitet hatte und mit demselben ungünstigen Erfolg, Shakespeare's Romeo und Julie und andere Stücke behufs der theatralischen Darstellung, und versuchte auch, seinen Faust bühnengerecht zu machen. Gegen das Jahr 1811 ward ihm die französische Theaterzensur so lästig, daß er seinen Freund, den Kanzler von Müller, zur Kastration der Stücke beizog, um nicht allein die Verantwortlichkeit zu haben. Mit dem Theater in Verbindung stand ein gesteigertes Interesse für Musik.

Im Jahre 1808 gründete er nach dem Muster seiner Theaterschule einen Gesangverein („Hauskapelle") aus Theatersängern, Choristen und Liebhabern, der unter Eberweins Leitung seit 1810 öffentliche Musikvorträge im Theater halten konnte, wozu solche Musikstücke gewählt wurden, die das Publikum sonst nicht zu hören bekam. Jedoch löste sich der Verein im Jahre 1811 wieder auf. Aus der Erforschung der Naturgesetze auch in der Musik entsprangen „nach vieljährigen Studien", besonders nach Unterhaltungen mit Zelter, Goethe's 1810 verfaßte Tabellen der Tonlehre. Die bildende Kunst, deren Geschichte Meyer in jenen Jahren bearbeitete, fand natürlich ebenfalls ihre Berücksichtigung; die Sammlung der Zeichnungen, Kupferstiche und Gemälde wuchs mit jedem Jahre an, und gewährte immer neue Anregung. Auch waren schon im Jahre 1806 die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer entstanden, welche in Poesie und Wissenschaft, mit Ausschluß der Politik, dilettantisirten, und zu denen außer Goethe Wieland, Meyer, Einsiedel u. A. zählten. Wenn Goethe, verstimmt von den Zeitereignissen, nicht zum Reden aufgelegt war, so zeichnete er an einem Nebentische Landschaften.

Was die Naturwissenschaften betrifft, so versenkte sich unser Dichter immer tiefer in dieselben. Mit Aus-

nahme des Kriegsjahres 1809 besuchte er bis 1813 regelmäßig jedes Jahr Karlsbad, wo er sich vorzugsweise mit meneralogisch-geologischen Forschungen befaßte, aus denen mehrere Abhandlungen erwuchsen. Den Mittelpunkt seiner Naturstudien, die ihn von Zeit zu Zeit sogar vom Zeitungslesen abhielten, bildete aber die Farbenlehre, über die sein größeres Werk von 1806 bis 1810 gedruckt wurde. Die Ausstellungen der Fachgelehrten machten ihn so wenig irre, daß er vielmehr sagte: „Mir können sie nichts zerstören, denn ich habe nicht gebaut; aber gesäet habe ich, und so weit in die Welt hinaus, daß sie die Saat nicht verderben können, und wenn sie noch so viel Unkraut zwischen den Weizen säen." Auch hatte er die Maxime, nie zu erwidern, sondern „allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf sein Thun und Bemühen nichts entgegenzustellen, als fortwährende Thätigkeit." Diese erweiterte sich denn auch immer mehr: 1808 gründete er das osteologisch-zoologische Kabinet zu Jena, welchem er Manches aus seinen eigenen Sammlungen schenkte, und übernahm 1812 die Oberaufsicht der in Schillers ehemaligem Garten daselbst neu errichteten Sternwarte. Ueberhaupt bewahrte er jeder Regung geistigen Lebens ein Interesse. „Von dem Standpunkte aus", sagte er später, „worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt, und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich

mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht, durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegen zu kommen, und so auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität und Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhunderte geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad' auf andere zu; das Neue war mir deßhalb niemals fremde und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraschung aufzunehmen, oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen." Er stand mit vielen Gelehrten und überhaupt ausgezeichneten Zeitgenossen in Verkehr und Freundschaft, in's Besondere mit dem 1804 von seiner großen amerikanischen Reise zurückgekehrten Alexander von Humboldt, den er mit einem Brunnen mit vielen Röhren verglich, „wo man nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt."

In den Jahren, welchen wir dieses Kapitel gewidmet haben, trafen ihn drei herbe Verluste durch den Tod. Im Frühjahr 1807 starb aus Kummer über die Zeitläufte, die auch ihren Bruder, den Herzog von Braunschweig, in's Grab gelegt, und dessen Familie

in die Flüchtlingshaft getrieben hatten, die alte Herzogin Amalie. Goethe schrieb die Personalien, welche bei'm Trauergottesdienste in den Landeskirchen vorgelesen wurden; darin hieß es: „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben, daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfereichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige." Am 13. September 1808 starb sodann zu Frankfurt unsers Dichters Mutter in einem noch geistesfrischen Alter, nachdem sie kurz vorher ihren Enkel August gesehen hatte, der zum Beginne seiner Studien nach Heidelberg reiste. Zur Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten reiste sodann Frau von Goethe (Christiane) auf einige Wochen nach Frankfurt. Am 20. Januar 1813 endlich starb als der Dritte des großen weimarischen Viergestirns Wieland in dem hohen Alter von achtzig Jahren, ein Todesfall, der Goethe sehr erschütterte. Dem Verstorbenen hielt er in der Freimaurerloge die Gedächtnißrede.

Neunundsiebenzigstes Kapitel.

In dem vorigen Kapitel haben wir gesehen, wie sich Goethe mit aller Gewalt von der politischen Bewegung abschloß, weil sie ihm das größte Mißbehagen verursachte. Für die Wiedergeburt Deutschlands hatte er, wenn auch manchmal eine Phrase, doch kein Herz, und seine Gleichgiltigkeit bemäntelte er, oder vielmehr bemäntelten seine unbedingten Bewunderer mit dem kosmopolitischen Zuge, der ihn über jedes spezielle Nationalgefühl erhoben habe. Es war Nichts, als eine feige Flucht aus dem Kampf der Interessen des Tags, die ihr Licht erst völlig durch den Umstand erhält, daß Goethe, der allerdings überhaupt vor jeder Größe, auch vor dem unbedeutendsten Kleinfürsten sich beugte, vor „der Heldengröße, der Energie

und dem Herrschertalent" Napoleons die tiefsten — und aufrichtigsten — Kniebeugungen machte, obwohl man dies nach der Schlacht von Jena von dem treuen Diener seines Herrn nicht hätte erwarten sollen. Allerdings hatte er auch die ausgezeichnete Ehre gehabt, dem französischen Kaiser vorgestellt zu werden, als dieser im Jahr 1808 auf dem Kongreß zu Erfurt seine fürstlichen Vasallen um sich versammelt hatte. Die Audienz fand am 2. Oktober statt. Der Kaiser sagte ihm viele Schmeicheleien über seine Werke, tadelte jedoch auch Manches, z B. daß er das „schlechte Stück"; den Mahomet von Voltaire, übersetzt habe. Den Werther, den er sieben Mal gelesen haben wollte, unterwarf er einer ausführlichen Kritik, und bemerkte namentlich, an einigen Stellen seien die Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe vermischt: „Das ist", sagte er, „nicht naturgemäß, und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt hat. Warum haben Sie das gethan?" Goethe fand den Vorwurf, der ihm hier zum ersten Male gemacht wurde, ganz richtig, und entschuldigte sich mit den Worten: es sei dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der

Kaiser ging auf das Drama über, und sprach sich mißbilligend gegen die Schicksalsstücke aus, die einer dunkleren Zeit angehört hätten. Dabei stellte er eine in Goethe's Ohren sehr ketzerische Behauptung auf. „Was will man", sagte er, „jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal! Qu'en dit Monsieur, Goet' (was meint der Herr Goeth' dazu)?" Was konnte der arme Goethe im Angesicht des mächtigen Herrn meinen, der sich wohl am Wenigsten von seiner spießbürgerlichen Schlafmützenpolitik imponiren ließ? Der Kaiser fuhr fort: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie sollten z. B. den Tod Cäsars auf eine würdige Weise, besser als Voltaire, schreiben. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauungen; dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Darstellungen finden." Nachdem Napoleon Goethe verabschiedet hatte, sagte er zu seiner Umgebung: „Voilà un homme (das ist ein Mann)!" Diese Vorstellung hinterließ den mächtigen Eindruck einer Bekehrung auf unsern Dichter, obwohl derselbe aus begreiflichen Gründen

vermeiden mußte, namentlich dem Herzog gegenüber, dies allzusehr an den Tag zu legen; jedoch mit einem Pariser Reiseprojekt, auf das er ohne die Einladung des Kaisers vielleicht am Wenigsten gefallen wäre, beschäftigte er sich lange Zeit. Der Kaiser kam zum Besuch des herzoglichen Hofs nach Weimar, und brachte seine Schauspieler mit, die am 6. Oktober den Tod Cäsars aufführten, in welchem der große Talma in der Rolle des Brutus auftrat. Der Kaiser sprach Goethe noch zwei Mal, auf einem Hofball und bei einem Frühstück, zu dem er ihn und Wieland (welcher Letztere Mitglied des französischen Nationalinstituts war) lud. Bald nach seiner Rückkehr von Erfurt dekorirte er die Beiden mit dem Kreuz der Ehrenlegion; den russischen Annenorden besaß Goethe bereits. Den Bruder Napoleons, Ludwig, lernte der Dichter im Jahre 1810 nach dessen Verzichtleistung auf den holländischen Thron in Teplitz kennen, und war auch von diesem „grundedeln" Napoleoniden, den man nicht verlasse, ohne sich besser zu fühlen, bezaubert. Ebenso von der zweiten Frau Napoleons, die er im gleichen Jahre besang.

Als im Jahr 1813 das Nationalgefühl der Deutschen gegen die napoleonische Herrschaft aufloderte, sah Goethe sehr sauer dazu, und suchte sich die „neue Verwirrung" mit allen Mitteln vom Leibe zu

halten. Am 17. April, einen Tag vor der Besetzung Weimars, reiste er in die böhmischen Bäder ab. Auf Stein und Arndt, die er unterwegs in dem russenbesetzten Dresden traf, machte seine politische Apathie einen sehr ungünstigen Eindruck. Gegen Körners Vater, der in der Hoffnung „besserer Zeiten“ schwelgte, fuhr er heftig auf mit den Worten: „Ja, schüttelt nur an Euern Ketten! Der Mann ist Euch zu groß; Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer in's Fleisch ziehen!“ Am 21. Juli schrieb er aus Teplitz: „Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt von Sorgen, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden.“ In der That flüchtete er sich aus der Gegenwart und aus Europa in die Vergangenheit und in den Orient, denn im Jahr 1813 war es, als er anfing, sich auch mit der morgenländischen Dichtung zu beschäftigen*) In Bezug auf diese Zeit und diese Fahnenflucht heißt es in der „Hegira“:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern.

---

*) Ja er trieb sogar chinesische Geschichte!

Flüchte Du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten;
Unter Lieben Trinken, Singen,
Soll Dich Chisars Quell verjüngen.

Doch überschlich ihn nach der Kriegserklärung des Kaisers von Oestreich gegen seinen korsischen Schwiegersohn trotz alles Vertrauens in dessen Heldengröße die Ahnung seines Falls; wenigstens hat man die Worte so deuten wollen, die er am 18. Oktober, dem Tag der Leipziger Schlacht in den Epilog zu dem Trauerspiel Essex schrieb:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Nach dem Rückzug der französischen Armee rückten die Oestreicher in Weimar ein; der Herzog trat vom Rheinbund zurück, und führte bald wieder in den Niederlanden ein preußisches Kommando. Im November kam der Historiker Luden von Jena, und theilte Goethe den Plan mit, eine gegen Napoleon und die Franzosen gerichtete Zeitschrift herauszugeben. Der Minister rieth davon ab, protestirte in der Unterhaltung jedoch gegen die Unterstellung, als sei er gleichgiltig gegen die „großen Ideen" Freiheit, Volk, Vaterland: „Ich

habe", soll er gesagt haben, „oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten, starken Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Dentschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt." Dann fuhr er weiter: „Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks, und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will, und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß

auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger die Freiheit nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren 2c. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten, und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus." Diese Worte, die ohne Zweifel eine richtige Einsicht in die Lage der Dinge beurkundet, die aber Jeder haben mußte, der Augen hatte zum Sehen, hat man als das schönste Denkmal von Goethe's vaterländischer Gesinnung erklären wollen. Wir unserseits erblicken in denselben nach Abzug der schönen Phrasen das gerade Gegentheil. Es war dem Dichter Goethe und dem Minister Goethe noch weniger je darum zu thun, die Freiheit aus dem Gebiete des innern Menschen in die Außenwelt, aus dem Kreise des Individuums auf das

Terrain des Staates zu übertragen; und wenn er sich der Einsicht nicht verschließen konnte, daß die innere Freiheit, „dermaleinst" die äußere nach sich ziehen werde, so ist das allein doch sicher kein Patriotismus. In diesem Sinne sind seine ebenfalls an Luden gerichteten Worte aufzufassen, daß es Pflicht eines Jeden sei, „nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken, und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten so auch und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, Wenn der Tag des Ruhmes anbricht." Wer hat je einen der vielen „Märzminister" von 1848 darum für einen Republikaner gehalten, weil derselbe die „Ueberzeugung" aussprach, die deutsche Republik werde und müsse „dermaleinst" kommen?

Im Mai 1814 — Napoleon hatte am 2. April dieses Jahres dem Thron entsagt, den er erst am 20. März des folgenden wieder einnahm — dichtete Goethe für den preußischen Hof das allegorische Singspiel „des Epimenides Erwachen" als Festspiel zur Verherrlichung des Freiheitskriegs, in welchem die

mit einander verbundenen Dämonen des Glaubens und der Liebe (die „heilige Allianz") die Triplealliance der Dämonen der Unterdrückung, der List und des Kriegs besiegen, was den gerade aus funfzigjährigem Schlaf erwachenden Epimenides nicht wenig in Verwunderung setzt. Die antinapoleonische Tendenz dieses übrigens sehr mittelmäßigen Stückes war so stark, daß bei der Darstellung dem alten Blücher die Thränen über die Backen liefen. Da diese Aufführung in Berlin jedoch wegen Verzögerung der Komposition erst am 30. März 1815 hatte stattfinden können — und Napoleon war schon am 1. zu Cannes gelandet —, so war die folgende Schlußstrophe weggeblieben:

Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korsefranke that,
Nun als ein Deutscher thut.
Er fühle spät, er fühle früh:
Es sei ein dauernd Recht!
Ihm geh' es trotz Gewalt nnd Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!

Als die mecklenburgischen Stände (1814) beschlossen hatten, dem alten Blücher in seiner Vaterstadt Rostock ein Denkmal zu setzen, wurde Goethe behufs

der Ausführung desselben um Rath angegangen. Er gab den Rath und obendrein — Napoleon saß bei Errichtung des Denkmals im Jahr 1819 schon längst auf dem Felsen St. Helena — folgende Inschrift:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

So war es mit Goethe's Napoleonismus beschaffen; auf seinen Patriotismus werden wir noch zurückkommen.

Achtzigstes Kapitel.

Die Betrachtung der poetischen Thätigkeit Goethe's führt uns wieder in die Zeit nach Vollendung des Faust (1807) zurück. Die romantische Schule war damals im Aufblühen; und wenn Goethe derselben sich auch nicht anschloß, so übte sie doch insofern einen Einfluß auf ihn aus, daß er vom strengen Festhalten an der antiken Form nachließ. Auch interessirte er sich, wenn er auch dem regenerirten Minnegesang keinen Geschmack abgewinnen konnte, doch sehr für die altdeutschen Volkslieder, welche in „des Knaben Wunderhorn (1806)" zusammengestellt waren, und ganz besonders für das aus der Vergessenheit hervorgezogene Nationalepos von den Nibelungen. Weit weniger regten ihn die Sänger der Freiheitskriege an.

Seine eigene Produktivität bewegte sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Novellistik, obwohl auch die Balladen- und Liederdichtung noch ihre Herbstblüthen hervortrieb. Den poetischen Beschäftigungen gab er sich besonders in der Muse des Badlebens hin. Es war sein Plan, eine Reihe von sozialen Bildern unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre" aneinander zu reihen. So entstanden zu Karlsbad im Jahr 1807 die Erzählungen „St. Joseph II.", „die neue Melusine", „Die pilgernde Thörin", „Die gefährliche Wette", „Der Mann von fünfzig Jahren" und die „Wahlverwandtschaften", welche sich indessen zu einem eigenen Roman ausdehnten, in den „Die wunderlichen Nachbarskinder" eingeschaltet wurden; 1810 entstand ebenfalls in Karlsbad „Das nußbraune Mädchen." Im Taschenbuch für 1810 war das erste Buch der Wanderjahre erschienen; nun aber blieb der Roman bis 1820 liegen, und wurde nach mehreren Unterbrechungen erst gegen Ende des Jahres 1828 fertig, und zwar unter dem Titel: „Wilhem Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden." Die Tendenz der Hauptpersonen des Romans ist die Entsagung, während die eingeschalteten kleineren Novellen die in Folge der Leidenschaft entstehenden gesellschaftlichen Verwickelungen darstellen. Die fragmentarische Behandlung bei großer didaktischer Breite machen das Werk auch

der Form nach zu einem der schwächsten von Goethe. Schon das Erscheinen des ersten Bandes im Jahr 1821 gab Anlaß, daß sich die Kritik auf Göthe's gesammte Dichterthätigkeit warf; namentlich gab Pustkuchen unter gleichem Titel ein Gegenstück zu dem Roman heraus, in welchem er in der Form der Parodie das Goethe'sche Prinzip als verwerflich darzustellen versuchte. Goethe schwieg zu allen Angriffen:

Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert;
Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch
Verkümmert.
Schon bin heraus!
Ich mach' mir nichts d'raus.
Ade!

Auch mehrere von Goethe's Novellen sind als eine Art poetischer Beichte anzusehen, in der die Wahrheit freilich tief unter der Dichtung versteckt liegt; denn auch der Greis verschmähte es nicht, sich noch in die Bande schöner Frauen schlagen zu lassen, wozu sein häufiger Sommeraufenthalt in den Bädern den Anlaß bot. Solcher vorübergehenden und wohl nie sehr tiefen Verhältnissen entsprangen die „Erzählung wieder Willen" und der Roman „Goethe's Briefwechsel mit einem Kind." Der Letztere zeigt, wie zu

Bettina Brentano, der Tochter der Maximiliane Laroche*) und (seit 1811) der Gattin von Arnims, die 1807 als zwanzigjähriges Mädchen mit einer phantastischen Liebe zu dem Dichtergreis im Herzen nach Weimar kam, sich ein Verhältniß hätte gestalten können, wenn Goethe die zudringliche Liebe nicht abgelehnt hätte. Dagegen war dieser gegen ein anderes junges Mädchen um dieselbe Zeit in einer wie es scheint ernsteren Leidenschaft gefangen, der am Schluß des Jahres 1807 über ein Dutzend gluthvoller Sonette entsprangen, von der wir aber weiter nichts wissen. Sehr natürlich war es übrigens, daß solche „Verhältnisse" bei einem Sechzigjährigen, was Goethe nun bald wurde, mit Entsagung endigen mußten. Den Stempel dieser Entsagung drückte er seinen nächsten Arbeiten auf. Es waren diese ein Drama, „Pandora", das jedoch nur Bruchstück blieb, in welchem die der prometheischen Titanenidee gefolgte Resignation sich in den Versen ausspricht:

Was zu wünschen ist, Ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet Ihr Titanen; aber leiten
Zu dem Ewigguten, Ewigschönen
Ist der Götter Werk — die laßt gewähren. —

*) Vergl. Kapitel 35.

und der Roman „Die Wahlverwandtschaften“, der 1808 entworfen, und im Sommer 1809 vollendet wurde. Er schildert ähnlich wie der Werther eine „Zeitkrankheit“, nämlich den Konflikt der Naturgewalt der Leidenschaft mit den Gesetzen sittlicher Verhältnisse, und hat daher auch das Schicksal des Werther gehabt, als eine Vertheidigung unsittlicher Handlungen zu gelten. „Die Darstellung aber,“ sagt Vilmar, „ist in diesem Werke vortrefflich und mit geringen Ausnahmen vollendet zu nennen: die reinste Zeichnung der Charaktere, so daß wir eine Reihe von Bildern und Statuen zu sehen glauben; die feinste und sicherste Durchführung der Verhältnisse und Gegensätze, die rein objektive Darstellung der zerstörendsten Leidenschaften, die dem unruhigen Treiben der Gemüther gegenüber gelegte Schilderung der Natur und des behaglichen friedlichen Schaffens in der friedlichen Natur — Alles dies macht das Werk des damals sechzigjährigen Dichters zu einem noch völlig unerreichten Muster der modernen Novelle.“

Diese Arbeiten hatten vielfach die Jugenderinnerungen des Dichters wach gerufen, und er faßte daher im Jahre 1808 kurz vor dem auch in dieser Hinsicht zu bedauernden Tode seiner Mutter den Plan, eine Geschichte seiner Jugend zu bearbeiten. Durch die Redaktion des biographischen Nachlasses seines 1807

verstorbenen Freundes, des Malers Philipp Hackert, uns aus der italienischen Reise erinnerlich, wurde die Arbeit jedoch verschoben, und erst 1811 erschien der erste Band (1813 der dritte) des autobiographischen Werkes unter dem Titel: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit.“ Der Beisatz des Titels bezeichnet die Tendenz; Goethe selbst sagt darüber: „Es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein Solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so ist es klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde. Dieses Alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte Dichtung begriffen, um mich des Wahren, dessen ich mir bewußt war, zu meinem Zweck bedienen zu können.“ Diese drei Theile mit ihren erst in den Zwanzigerjahren erschienenen Fortsetzungen sind in künstlerischer Beziehung ein Meisterstück. „In dem ganzen Werke“, sagt Vilmar, „in Wahrheit und Dichtung wie in der italienischen

Reise und in der Kampagne in Frankreich ist durchaus nichts Gemachtes, nichts Erstrebtes und Erflogenes, nichts gewaltsam und mit Sprüngen Erreichtes — es ist der milde, klare, durchsichtige Strom, der ruhig seiner eigenen Natur folgend hinabfließt durch die Gefilde, die Bäche in sich aufnimmt und ihre Trübe in seinem hellen Spiegel in sich abklärt, Blumen, Gebüsch und wildes Gestrüpp des Ufers, heitere Auen und kahle Hügel, an denen er vorbeiströmt, in gleicher Wahrheit und mit gleicher Ruhe wiederspiegelt, und der nur zuweilen durch dumpfes Brausen aus der Tiefe zu erkennen gibt, daß er dort unten über Felsenriffe geströmt ist, und diese Klippen überwunden hat; nur leise Wirbel und leichte Schaumkreise, die wie im anmuthigen Tanze auf den Wellen auf- und niederschweben, geben auf der Oberfläche Kunde von den in der Tiefe überstandenen Kämpfen." Der Theil seiner Lebensgeschichte jedoch, der mit den weimarischen Verhältnissen eng verflochten ist, hat der Dichter nnr übersichtlich behandelt in „Annalen" oder „Tags- und Jahresheften", deren Bearbeitung er 1819 begann und bis in sein letztes Lebensjahr fortsetzte. Bis 1792 enthalten sie nur leichte Skizzen, und von da an ist die Behandlung sehr ungleich, da er nicht in chronologischer Folge, sondern nach augenblicklicher Lust partieenweise arbeitete.

Die lyrische Muse Goethe's erhielt in den Sommern von 1810 und 1812 einen neuen Schwung durch die Anwesenheit der Kaiserin von Oesterreich in den böhmischen Bädern, die er im Namen der Bürgerschaft in mehreren Gedichten ansang. Für sie verfaßte er auch innerhalb einer Woche das Lustspiel „Die Wette.“ Im Kriegsjahr von 1813 beschäftigte ihn eine Abhandlung über Shakespeare; auch kamen die Balladen „Der Todtentanz“, „Der getreue Eckart“ und „Die wandelnde Glocke“ zu Stande, wovon wir die Letzteren als Probe aus den letzten Jahren der poetischen Produktivität unseres Dichters mittheilen.

Der getreue Eckart.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen! Da kommt schon der nächtliche Graus!
Sie sind's, die unholdigen Schwestern!
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholete Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt Ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie Euch hold, die Unholden.

Gesagt, so geschehen! Und da naht sich der Graus,
Und siehet so grau und so schattenschaft aus;
Doch schlürft es und schlampft es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell;
Gesellt sich zu ihnen der fremde Gesell:
Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig. —
Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut. —
Nein, keineswegs, Alles geht herrlich und gut;
Nur schweigt, und horchet wie Mäuslein.

Und der es Euch anräth, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man Euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung Jedem gefehlt;
Die habt Ihr nun köstlich in Händen.

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: Ein herrliches Bier! —
Man trinkt in die Runde schon drei Mal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen? —

Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn Euch, Ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet, und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, Verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu machen.

Die Mutter sprach: die Glocke tönt,
Und so ist Dir's befohlen;
Und hast Du Dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird Dich holen.

Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle. —
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt. —
Doch welch' ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt als wie im Traum,
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

Wir haben bereits im vorigen Kapitel erwähnt, daß Goethe sich in dem gleichen Jahr 1813 der orientalischen Poesie zuwendete; es war dies eine Folge seiner kontemplativen Stimmung und seiner Flucht aus dem Kampf der Interessen der Gegenwart. Er beschäftigte sich zunächst mit dem persischen Lyriker Hafis, dessen „Divan" ihm in Hammers Uebersetzung zukam. Das Glück einer Liebe verjüngte den Dichtergreis wieder, und ihm entsprossen in den Jahren 1814 und 1815 die Lieder des „westöstlichen Divans", der im Jahr 1818 im Druck heraus kam. „Die muhamedanische Religion", schrieb Goethe später, „Mythologie, Sitte, geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in

den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter?" Das Buch Suleika, das stärkste des Divans, ist der Liebe gewidmet; in ihm besingt der Dichtergreis im Glanz der orientalischen Bildersprache die jugendliche Geliebte und das Glück ihrer Gegenliebe:

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch ein Mal fühlet Hatem*)
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Daß dem Buch Suleika ein wirkliches, und nicht ein fingirtes Liebesverhältniß zu Grunde lag, bestätigt der Dichter, indem er in den Erläuterungen bemerkt, das Buch möchte wohl für abgeschlossen zu betrachten sein: „Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück; wenigstens ist dessen Rückkehr wie die eines guten Weinjahrs in Hoffnung und Demuth zu erwarten." Wir theilen von den Liedern desselben das folgende als Probe mit:

---

*) Mit diesem Namen bezeichnet Goethe sich selbst.

Suleika.

Ach, um Deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich Dich beneide:
Denn Du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung Deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Auen, Wald und Hügel
Stehn bei Deinem Hauch in Thränen.

Doch Dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sags bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

Der Beschäftigung mit der orientalischen Poesie gingen umfassende philologisch-historische Studien über den Orient zur Seite, deren Resultate Goethe in einzelnen Abhandlungen der Ausgabe des Divans von 1819 beigab.

Einundachtzigstes Kapitel.

Gehen wir von dieser Betrachtung der poetischen Thätigkeit Goethe's zu der der anderweitigen, nicht-amtlichen Beschäftigungen über, so betreten wir ein weites Gebiet, wobei wir uns erinnern wollen, daß wir bis in's Jahr 1813 zurückkehren. Als er damals von den Zeitereignissen nach Karlsbad geflohen war, beschäftigte er sich neben der orientalischen Poesie und der chinesischen Geschichte mit Mineralogie, und machte häufige Exkursionen, u. A. auch in die Zinnbergwerke von Zinnwalde und Altenberg. Auch während der Rheinreisen, die er 1814 und 1815 unternahm, trieb er mineralogische Studien, und setzte dieselben mit solchem Eifer fort, daß er zum Jahr 1817 die Anmerkung machen konnte, Geognosie, Geologie, Mine-

ralogie und Angehöriges seien „an der Tagesordnung" gewesen. Er studirte eine große Anzahl geologischer Werke und Karten, und bereitete im Jahr 1816 die Herausgabe mehrerer naturwissenschaftlicher Abhandlungen vor. 1819 entstand auch als Seitenstück zur Elegie „Metamorphose der Pflanzen", das didaktische Gedicht „Metamorphose der Thiere". Chemie, Farbenlehre u. s. w., Alles wurde fortgesetzt. In Jena errichtete er ein botanisches Museum, und brachte die 1816 gegründete Thierarzneischule in Gang. Im Jahr 1820 sahen wir ihn zum Behuf geognostischer Forschungen über's Fichtelgebirge nach Karlsbad reisen. Er verfaßte ein Schema zur Pflanzenkultur im Großherzogthum Weimar, und schrieb osteologische Abhandlungen über Faulthiere, Nagethiere und fossile Urstiere. Als Eschwege 1822 aus Brasilien zurückkam, suchte er bei diesem Belehrung über brasilianische Gebirgsarten. Er stellte meteorologische Beobachtungen an, aus welchen 1825 die Abhandlung, „Versuch einer Witterungslehre" hervorging; ebenso interessirte ihn der von Oersted entdeckte Elektromagnetismus, u. s. w.

Goethe's Kunstinteresse fesselte sich im Jahr 1814, in welchem er auf seiner Rheinreise die Sammlungen des Sulpiz Boisserée in Heidelberg sah, wieder an die mittelalterliche Kunst, und er gab von 1816 bis 1828 die Zeitschrift „Kunst und Alterthum"

heraus, in welcher er seine deßfallsigen Studien niederlegte. Im Jahre 1818 führten ihn Gipsabgüsse und Zeichnungen der Elginmarmore nebenbei auch wieder zur antiken Kunst, und es entstand der Aufsatz „Ueber Myrons Kuh" und der Versuch, die Gemäldeschilderungen des Philostrat zu bearbeiten. Seine Sammlung von Zeichnungen, Kupferstichen u. s. w. vermehrte sich von Jahr zu Jahr. 1820 und 1822 entstand eine umfassende Abhandlung über neuere Malerkunst; 1823 schrieb er wieder über altdeutsche Baukunst, sich Glück wünschend, nach fünfzigjährigem Streben zu der Klarheit gelangt zu sein, die Bauwerke des Mittelalters nicht mit Vorurtheil zu betrachten. An Meyer's 1825 erschienener Kunstgeschichte hatte unser Dichter einen vorzüglichen Antheil.

Goethe's Theilnahme an den Fortschritten der Kunst, der Wissenschaft und selbst der Industrie hatte eine vollkommene universelle Basis, und erstreckte sich auf den Orient und Occident, auf das Alterthum wie auf die Neuzeit. Keine Richtung war ihm fremd, wenn er sich auch keiner anschloß. Namentlich geschah dies nicht in der Poesie, wie sehr ihn auch die mittelalterliche Kunst der romantischen Schule zuzuneigen schien. Von der schwäbischen Dichterschule wandte er sich ganz entschieden ab. In seinem Geiste bildete sich die Idee einer Weltliteratur aus. Er selbst studirte

persische, indische, alt- und neugriechische Literatur, und war in den modernen Literaturen des Auslandes, namentlich in der französischen und in der englischen, wie in der heimischen zu Hause. Zugleich trat er ungefähr in der Mitte der Zwanzigerjahre mit diesen Literaturen in eine Wechselwirkung, die ihn über den Standpunkt eines nationalen Schriftstellers weit emporhob. Von seinen Dichtungen war früher nur der Werther und zwar ohne Einwirkung in die französische und englische Literatur übergegangen; jetzt begann die spätere Dichtung, vor Allem der Faust, wirksam zu werden, und zum Bruch mit der früheren steifen sogenannten Klassizität zu führen. In Italien war es Manzoni, der die neue Richtung einschlug; Frankreich, schon durch Benjamin Constant und die Staël mit der deutschen Literatur bekannt gemacht, lernte Goethe speziell durch Stapfer, Cousin u. A. kennen; in England fanden seine Werke eine zweite Heimath. Walter Scott und Lord Byron gehörten zu seinen glühendsten Verehrern. In der Dedikation seines Trauerspiels Sardanapalus brachte ihm der Letztere seine Huldigung dar „als literarischer Vasall seinem Lehnsherrn, dem ersten der jetzt lebenden Schriftsteller, welcher die Literatur seines eigenen Landes geschaffen, und die von Europa verherrlicht hat." Und der Erstere, der schon in seiner Jugend

den Götz in's Englische übersetzt hatte, schrieb in einem Brief an Goethe vom Jahre 1827: „Es giebt allen Bewunderern des Genius ein wohlthätiges Gefühl, zu wissen, daß eins der größten europäischen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine so ausgezeichnete Weise sich geehrt sieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schicksal kein so günstiges Loos zu Theil, indem es ihn in der Blüthe seiner Jahre hinwegnahm, und so Vieles, was noch von ihm gehofft und erwartet wurde, für immer zerschnitt. Er schätzte sich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigten, und fühlte, was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, daß sie sich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinauf zu blicken."

Auch der Geschichte und namentlich der Geschichte seiner Zeit wendete Goethe jetzt seine Theilnahme zu. Während er auf das Zeitungslesen oft verzichtete, umgab er sich mit allen Memoiren, Biographien und Geschichtswerken, welche auf diese Zeit Bezug hatten. Zudem stand er wie mit den Heroen der Literatur des Auslandes auch mit manchem Staatsmann in regem Verkehr. In sein Haus wallfahrteten Fremde von allen Nationen, darunter die ausgezeichnetsten Männer der Zeit.

Man wird fragen, wie es Goethe möglich war, auf so vielen umfassenden Gebieten des Wissens gleichzeitig eine so rege Thätigkeit, die das Geringste wie das Höchste in ihren Bereich zog, zu entfalten? Durch den sorgfältigsten Auskauf der Zeit: „Das Leben", sagte er, „gleicht denn doch zuletzt den sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt." Und obwohl er sich von dem geselligen Leben nicht ganz und gar abschloß, wie er denn namentlich einen Theil des Sommers in Bädern oder auf Reisen zubrachte, so zog er sich doch immer mehr in die Einsamkeit seines Studirzimmers zurück, das still nach dem Garten zu lag, und das ihn schon am frühsten Morgen zur Arbeit empfing. Der Kanzler von Müller berichtet, daß man aus seinen Tagebüchern, die er regelmäßig in zwei Abschnitten des Tages diktirte, ersieht, „wie noch im höchsten Lebensalter er von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Produktionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lektüre der mannigfaltigsten Art widmete." Den Besuchen nicht, nur den vertrautesten Freunden öffnete sich das Arbeitszimmer; zu diesen gehörten Meyer, der junge Eckermann, der Hofrath Soret von

Genf, der Erzieher des Erbprinzen, der Hofrath Vogel, sein Arzt, und der Kanzler von Müller. An den Hof kam Goethe nur noch selten; die Mitglieder der großherzoglichen Familie (denn aus dem Herzog war ein Großherzog geworden), namentlich die Großherzogin Louise und die Erbprinzessin, eine russische Prinzessin, besuchten ihn regelmäßig in seinem Hause, und führten auch wohl fremde fürstliche Besuche bei ihm ein, wie z. B. den König von Württemberg und den jetzigen Zaren von Rußland.

Es erübrigt noch, zum Schluß dieses Kapitels den nunmehrigen religiösen Standpunkt Goethe's anzudeuten. Dem positiven Christenthum war und blieb er bis an's Ende seiner Tage entgegen; jedoch war mit vorschreitendem Alter der „julianische Haß" verschwunden, den er aus Italien mitgebracht hatte. Es war eine Folge seines Prinzips der Resignation, daß er auch nach dieser Seite milder wurde. Gegen den gewöhnlichen hohlen Rationalismus in religiösen Dingen war er sehr eingenommen: „Alle Epochen", sagt er in den Anmerkungen zum Divan, „in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt; alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick

mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag." Ueber die welthistorische Bedeutung und die sittliche Kraft des Christenthums äußerte er gegen Eckermann: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben, und bedarf von ihr keine Stütze." Weiter zu demselben: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer und tieferer Ausdehnung wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christenthums, wie es in dem Evangelium leuchtet, wird er nie hinauskommen." Ingleichen sagte er schon 1812 einem Reisenden, der berechnete, wann das Christenthum von der Erde verschwinden müsse: „Das Christenthum ist so tief in der menschlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, daß auch in dieser Beziehung zu sagen ist: Des Herrn Wort bleibt ewiglich." Wenn wir hiervon abziehen, was bei dem Minister nothwendig Phrase sein mußte, so ist klar, daß Goethe immer nur den humanen Kern des Christenthums oder ein humanisirtes Christenthum,

nie aber das dogmatische vor Augen hatte. Das Recht, zu jeder Zeit und unter allen Umständen ein „Protestant“ zu sein, die Freiheit, „sein reines Inneres ohne Bezug auf eine bestimmte Religion zu entwickeln,“ behielt er sich ausdrücklich vor. Er will Gott anerkennen, aber wo und wie er sich offenbart, und das Wo und Wie bestimmt er natürlich selbst. Sein Unsterblichkeitsglaube war eng beisammen: „Wirken wir fort“, sagt er, „bis wir vor oder nach einander, vom Weltgeiste berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen.“

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Um das Lebensbild unseres Dichters zu vollenden, müssen wir endlich einen Blick auf dessen amtliche Wirksamkeit, sowie auf seine politischen Ansichten seit den Befreiungskriegen werfen. Durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses (1. November 1814 bis 9. Juni 1815) war auch das Herzogthum Weimar vergrößert und zum Großherzogthum erhoben worden. Die neue Organisation des Landes führte zunächst zur Reorganisation des Staatsministeriums im Jahr 1815, wodurch Goethe's Ministerialgehalt auf 3000 Thaler und einen Zuschuß zur Haltung einer Equipage erhöht wurde, zur Stiftung des weimarischen Weißfalkenordens am 30. Januar 1816, bei welcher Goethe eine Rede hielt, und zur Verleihung einer landständischen

Verfassung, einer der ersten im neuen Deutschland, am 15. Mai des gleichen Jahres. Vorher (am 7. April) hatte die Huldigung der neuanerfallenen Lande stattgehabt, wobei Goethe als ältester Diener und Freund des Großherzogs rechts zunächst an dessen Throne stand, und das Großkreuz jenes Ordens erhielt. „Die Würden, Ehren und Auszeichnungen", berichtet er darüber an Zelter, „die uns zu Theil wurden, sagten jedem Verständigen mit vernehmlicher Stimme, daß er sich in der ersten Zeit nicht selbst angehören werde. Mir wird indessen die heiterste Aufgabe zu Theil; mir liegt Nichts ob, als was ich gut verstehe, und ich fahre nur fort, dasjenige zu thun, was ich seit vierzig Jahren gethan habe, mit auslangenden Mitteln, großer Freiheit und ohne Qual und Haß." Obwohl er auch jetzt seinen Sitz im wirklichen Staatsministerium nicht einnahm, behielt er mit dem Gehalt und Titel eines Staatsministers die „Oberaufsicht" über die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst. Die Theaterintendanz legte er wegen der Intriguen einer einflußreichen Schauspielerin jedoch schon im Frühjahr 1817 nieder. In seinen Amtsobliegenheiten wurde er von seinem Kollegen, dem Minister von Voigt, sowie später von jüngeren Kräften vielfach unterstützt. Zwischen Jenem und Goethe bestand nach Müller „eine Wechselwirkung von Vertrauen, Ideentausch, eigenthümlichster

Anerkennung und heiterer Zuthätigkeit, die sich bis zum letzten Lebenshauche treulichst bewährt hat.“ Seinem Dienstjubiläum am 27. September 1816 widmete er ein Gedicht, in welchem die Verse vorkommen:

Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret,
Denn Jeder will nach eig'nem Willen schalten.
Verharren wir zusammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne.

Von Voigt starb am 22. März 1819 aus Verdruß über die angeblichen revolutionären Bewegungen jener Zeit, welche den Vorwand bildeten für die im Sommer des gleichen Jahres erlassenen Karlsbader Beschlüsse. Goethe pries ihn glücklich, „daß er die Ermordung Kotzebue's nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde.“ Im Herbst 1817 lag Goethe die Umgestaltung der Jenaer Bibliothekseinrichtung ob, die er binnen zwei Jahren zu Stande brachte. Nach Vollendung dieses Geschäftes war seine Amtsführung sehr einfach, und wickelte sich von selbst ab, da er als väterliches Erbtheil jenen minutiösen Ordnungssinn besaß, welcher mit den Bureaukraten ausmacht — und ein Bureaukrat war Goethe im vollen Sinne des Wortes. „Man durfte durchaus nicht ermangeln“, sagt Müller, „ihm bei jeder neuen

vaterländischen Anlage, mochte sie eine Chaussee, Kirche, Schule oder auch nur ein Thorhaus betreffen, die Risse vorzulegen." Sein Grundsatz war: Alles für das Volk, Nichts durch dasselbe. Am Bau der Weimarer Bürgerschule 1822 nahm er großes Interesse, und berieth natürlich auch den Bauplan mit. Bei der Einweihung der Anstalt überreichte er dem Großherzog ein schmeichelhaftes Gedicht; und dieser schrieb ihm zurück: „Du weist selbst, wie vielen Theil Du von allem Dem, was seit etlichen und zwanzig Jahren bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst, als daß ich nöthig hätte, Dir zu sagen, daß ich es lebhaft erkannte, indem Du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz Deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren läßt." Ueberhaupt dauerte das freundschaftliche Verhältniß Goethe's zum Herzog bis an dessen Tod fort. Den Bauplan für ein neues Theater (das alte war im Frühjahr 1825 abgebrannt) berieth Goethe ebenfalls mit, obgleich derselbe nicht ausgeführt wurde, da seine Gegenpartei beim Großherzog den ihrigen durchzusetzen wußte. 1826 erweiterte er das Weimarer Münzkabinet; noch 1831 ließ er eine werthvolle Sammlung griechischer und römischer Münzen ankaufen.

Hatte Goethe die wenigen Vorzüge, welche man hinsichtlich der Verwaltung einem Bureaukraten zu-

schreiben kann, so hatte er hinwiederum auch alle schlimmen Seiten eines solchen. Um von jenem Hang nicht zu reden, der Alles, das Kleinste wie das Größte, von Oben herab dirigiren, und Nichts seiner eigenen naturgemäßen Entwickelung überlassen will, so wollen wir hier nur auf seine politische Thätigkeit zurückkommen, die sich gleich nach den Freiheitskriegen in einer abschreckenden Gestalt zeigte. Die überall auftauchenden Freiheitsbestrebungen, wie gemäßigt sie auch waren, und wie sehr sie auch auf ausdrücklich gegebenen Fürstenworten beruhten, suchte er mit den Tücken und Kniffen des Bureaukraten zu unterdrücken. Ganz besonders verhaßt war ihm die Preßfreiheit, welche die Weimarer Verfassung garantirte, unter dem Vorwand, Angriffe auf „achtungswerthe Personen und nützliche Institute" verletzen das „sittliche Gefühl" und führen — wie noch immer die Unterdrücker der öffentlichen Meinung eine Sympathie für dieselbe geheuchelt haben — zu „tiefer Verachtung öffentlicher Meinung." Er nahm darum gleichwie der Großherzog an der doch gewiß sehr zahmen Opposition Anstoß, die Oken in Jena in seiner Zeitschrift „Isis" machte, und trug im Oktober 1816 darauf an, statt die Person des Herausgebers zu schikaniren, einfach das Blatt mittelst Polizeigewalt zu unterdrücken. „Man fürchte sich ja nicht", heißt es in seinem desfallsigen Bericht, „vor den Folgen eines

männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Schwankens und Zauderns auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der Isis wird das Blut auf ein Mal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben." Es ist wahrhaft empörend, Deutschlands größten Dichter eine solche Sprache führen zu hören. Der Herzog übrigens, furchtsamer als sein Minister, folgte dem Rath nicht, — und in der That existirt heute noch das Großherzogthum Weimar.

Neben der Preßfreiheit war unserm Dichterminister am Meisten die Verfassung zuwider. So gescheidt wie Friedrich II. war er zwar auch, daß er an kein göttliches Recht der Könige glaubte; er sagte vielmehr: „Welches Recht wir zum Regieren haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk das Recht habe, uns abzusetzen, darum kümmern wir uns nicht; wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu thun." Aber die konstitutionellen Majoritäten haßte er: „Alles Große und Gescheidte", äußerte er, „existirt in der Minorität; die Vernunft wird immer nur im Besitz einiger Vorzüglicher sein. Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgän-

gern, aus Schelmen, die sich akkomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im Mindesten zu wissen, was sie will.“ Die Stände seines Landes verachtete er; er erschien so selten als möglich in deren Sitzungen, weil „er nicht vor Langeweile schwitzen möge; der Mehrheit sei er immer gewärtig.“ Im Jahr 1819 finden wir ihn natürlich auch auf dem Karlsbader Kongresse. Seine bureaukratische Ehre fand er auf's Höchste angegriffen, als die Vertreter des Volks im Jahr 1831 die Vorlage der Rechnungsführung seines Departements verlangten; er starb auch, bevor er sich dazu entschließen konnte. Goethe gehörte zu den bedeutendsten Reaktionärs seiner Zeit.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Bevor wir zur Darstellung der letzten Tage unseres Dichters schreiten, haben wir noch einzelne Ereignisse seines äußeren Lebens nachzuholen. Auf seinen Rheinreisen 1814 und 1815 hatte er die Töne seiner Lyrik wieder gefunden, wie er denn zu Fulda schrieb:

Und da duftet's wie vor Alters
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten.

Auf diesen Reisen kam der größte Theil des Buches Suleika zu Stande. Frankfurt hatte er seit siebzehn Jahren nicht mehr gesehen, und als er im Oktober 1814 zum ersten Mal wieder dahin kam, wurde ihm

ein ausgezeichneter Empfang zu Theil. Bei der Vorstellung seines Tasso in festlich dekorirtem Hause wurde er unter dem lauten Jubel der Menge mit einem Prolog begrüßt und während eines Epilogs mit Kränzen beehrt. Das war die erste öffentliche Manifestation der Verehrung, die ihn in immer gesteigertem Maaße bis an sein Lebensende begleitete.

Das Jahr 1816 schlug ihm eine schmerzliche Wunde durch den Verlust seiner Frau, die am 6. Juni starb.

Wie tief dieser Verlust in seine Seele drang, haben wir früher*) bereits angedeutet. An Zelter, mit dem die Freundschaft in der höchsten Blüthe stand, schrieb er: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was das heißen will.“ Ein Beweis, daß die Ehe, wenn auch trübe Tage nicht von ihr ausgeschlossen waren, im Ganzen ihn doch glücklich machte. Doch genoß er bald einen Ersatz, indem im Jahre 1817 sein nun im weimarischen Staatsdienst stehender Sohn sich mit einem geistreichen Mädchen, Ottilie von Pogwisch, vermählte, und ihm Enkel schenkte, welche die Freude seines Alters bildeten.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag im Jahre 1819

---

*) Im 65. Kapitel.

erhielt er von Frankfurt einen mit Smaragden kostbar verzierten Lorbeerkranz, sowie Geschenke und Glückwünsche von vielen andern Seiten her. Auf eine sehr sinnige Weise überraschte ihn der Großherzog von Weimar. Derselbe hatte Gelegenheit gefunden, die Uhr, welche in den Kindertagen Goethe's in dessen älterlichem Hause gestanden, anzukaufen, und ließ sie heimlich im Hause seines Ministers aufstellen. Als dieser sie zum ersten Mal Morgens fünf Uhr schlagen hörte, rief er seinem Diener zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt; ist es Traum oder Wirklichkeit?“ Bei'm Anblick der Uhr weinte er Thränen der Rührung. Seinen Verehrern übersandte er als Dank das Gedicht:

Sieht der Dichter nah' und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nicht vom Weg, dem g'raden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich in holder Schöne,

Vor den Vater alles Guten
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

Mit den Zwanzigerjahren begann, hauptsächlich durch die Romantiker angeregt, ein wahrer Goethekultus, zunächst in Berlin und sodann auch in des Dichters Vaterstadt, in der man mit dem Plan umging, ihm bei Lebzeiten ein Denkmal zu setzen, das jedoch erst nach seinem Tode aufgestellt werden konnte. Als er im Frühjahr 1823 von einer schweren Krankheit, einer Herzbeutelentzündung, genesen war, kam ihm von allen Seiten die wärmste Theilnahme entgegen. „Freunde", sagt er, „belebten das Verhältniß auf's Neue; gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältnisse, ja was von der größeren Bedeutung zu sein scheint, Personen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten, wandten sich wieder zu mir; die alte Neigung trat hervor, das Gefühl des Zusammenseins auf Erden und des daraus entspringenden Glücks behielt die Oberhand. Ich vernahm von freundlichen Gastmahlen, bei welchen man festlich dem Aeskulap einen Hahn geopfert, von andern mehr zufällig durch eingegangene Nachricht von meiner Wiedergenesung erregten fröhlichen Augenblicken. Herzliche Lieder, geistreich poetische Darstellungen er-

quickten mich, und auch an sinnlicher Labung wollte man mir's nicht fehlen lassen; die Früchte ferner Gegenden gelangten zu mir, und erneuerten die Empfindungen einer frischen Kindheit." Eine alte Jugendfreundin dagegen, Auguste Stolberg, verehelichte Bernstorff, behelligte ihn mit pietistischer Zudringlichkeit mit einem Bekehrungsversuch. Er antwortete ihr höflich, aber ablehnend. Um eine Bekehrung im pietistischen Sinne war es dem Greise so wenig zu thun, daß sein Herz sich vielmehr in einer neuen Leidenschaft gegen ein Fräulein von Lewezow entzündete, die er im Sommer in Marienbad kennen lernte. Dem Verhältniß, das so intim wurde, daß sich das Gerücht verbreitete, Goethe werde eine neue Ehe eingehen, entsproßte eine „Elegie", deren Schlußstrophe lautet:

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr.
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde;
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde.

Das Andenken an diese Liebe verfolgte ihn noch in's nächste Jahr; er schrieb an Zelter: „Kennst du nachstehende Reimzeilen? Sie sind mir an's Herz ge-

wachsen; Du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen:

> Ja Du bist wohl der Iris zu vergleichen,
> Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
> So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
> Und immer gleich, und immer neu wie sie."

Als er von der Verlagshandlung des Werther die Aufforderung erhielt, eine neue Ausgabe dieser Jugenddichtung mit einer poetischen Zugabe einzuleiten, konnte er mit Recht sagen: „Es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch irren Gang."

Zu Ende des Jahres 1824 begann er die Redaktion seines „Briefwechsels mit Schiller." „Es wird," schreibt er an Zelter, „eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird: zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expektoriren. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre, was ich ein Mal war." Der Theaterbrand am 22. März 1825 ergriff ihn sehr; er sagte am nächsten Morgen zu Eckermann: „Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern. Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller, und an das

Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davon gekommen bin." Am 3. September 1825 wurde das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Großherzogs und am 3. November dessen goldenes Hochzeitsfest gefeiert, wobei Goethe hauptsächlich zur Verherrlichung mitwirkte. Der Großherzog überraschte ihn gleichfalls mit der Feier seines eigenen Dienstjubiläums am 7. November, zu welcher er eine Denkmünze prägen ließ, und sich mit seiner ganzen Familie im Hause des Jubilars versammelte. Ein Handschreiben drückte diesem den Dank seines Fürsten aus; die Regierungskollegien, die Fakultäten von Jena und die Freimaurerloge brachten ihm durch Deputationen, ihre Glückwünsche dar. Die medizinische und die philosophische Fakultät ernannten ihn zum Doktor, und die theologische sogar sagte in ihrem Schreiben: „Ew. Exzellenz haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert." Der Stadtrath von Weimar schenkte den Nachkommen des Dichters das Bürgerrecht. Von nah' und fern

strebten Beweise der Liebe und Verehrung zusammen. Ueberhaupt stand Goethe damals im Zenith seines Ruhms, obwohl schon seit der Herausgabe von Wilhelm Meisters Wanderjahren (1821) die literarische Opposition gegen ihn thätig war. Um die Angriffe kümmerte er sich aber nicht; höchstens fertigte er sie in „zahmen Xenien“ mit einigen Worten ab. 1827 überreichte ihn zu seinem Geburtstag der Erbprinz Ludwig von Baiern persönlich das Großkreuz des Ordens der bairischen Krone. Der berühmte französische Bildhauer David kam 1829 nach Weimar, um die Büste des Dichtergreises zu modelliren, die er, in Marmor ausgeführt, im Jahr 1831 demselben zum Geschenk sandte mit den Worten: „Es war mir ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Züge dar nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als den Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt unserer Epoche, sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig; aber ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden. Ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden.“

Bis in seine letzten Tage war Goethe's Alter herbstfrisch; mit Recht sagt Soret: „Er hat die Annäherung seines Lebensendes nicht durch die Abnahme

seiner Fähigkeiten gefühlt.“ Sein Arzt sagt: „Sein Körper war noch in ausgezeichneter Weise kräftig, seine Stirn war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne alterbezeichnende Furchen, sein Haupt war noch ganz mit Haaren bedeckt, seine Augen hatten noch den strahlenden Glanz, der sie vor vielen andern charakterisirte.“ Seine geistige Thätigkeit wurde keinen Augenblick unterbrochen. Der ganze Vormittag war der Arbeit gewidmet; vor elf Uhr nahm er keine Besuche an. Sein Sekretär wurde regelmäßig mehrere Stunden hinter einander beschäftigt. Große Freude machte ihm sein Enkelpaar, Walther und Wolfgang (sein „Wölfchen“), die er gern bei'm Frühstücken um sich hatte. Im März 1826 kündigte er dem deutschen Publikum eine seit längerer Zeit vorbereitete Gesammtausgabe seiner Werke, eine „Ausgabe letzter Hand“ an, bei deren Redaktion, die übrigens sehr wenig veränderte, ihm Riemer, Göttling und Eckermann an die Hand gingen und die 1830 mit dem vierzigsten Bande geschlossen wurde; wozu indessen später noch zwanzig Bände kamen. Auch trieb seine poetische Muse noch mehrere Blüthen, z. B. das erhabene Gedicht „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“, ein „Tischlied“ zu Zelters siebzigstem Geburtstage, ein Festgedicht zum 30. Januar 1828, u. s. w. 1828 und 1829 erschien der mit einer ser-

vilen Dedikation dem König Ludwig von Baiern gewidmete „Briefwechsel mit Schiller" in sechs Bänden; auch der Dank an den deutschen Bundestag für das Privilegium gegen den Nachdruck seiner Werke machte durch seine kriechende Haltung einen übeln Eindruck. An den Annalen seines Lebens arbeitete Goethe fleißig fort, und diese Beschäftigung führte ihn auf den Gedanken, auch seinen seit dem Jahr 1800 laufenden Briefwechsel mit Zelter für die Herausgabe zu redigiren. Zu den Arbeiten, die sich bis in's Jahr 1828 zogen, gehört auch die theilweise Umarbeitung der Wanderjahre für die neue Gesammtausgabe. Als im Sommer 1831 auch der zweite Theil seines Faustes vollendet war, konnte er mit Recht an der Schwelle seines drei-und-achtzigsten Jahres mit Faust sagen:

> Es kann die Spur von meinen Erdetagen
> Nicht in Aeonen untergeh'n;
> Im Vorgefühl von solchem höchstem Glück
> Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Wir nahen den letzten Tagen des Dichtergreises, der mit heiterem Muthe auf der literarischen Höhe seiner Zeit stand. Der Tod hatte seinem Herzen indessen noch manche Wunde zu schlagen, bevor er ihn selbst erreichte. Am 14. Juni 1828 starb auf der Rückreise von Berlin nach Weimar in der Nähe von Torgau am Schlagfluß der Großherzog Karl August. Goethe war tief erschüttert, und lehnte allen Trost ab. Zu Eckermann sagte er: „Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.“ In tiefer Trauer verweilte er zehn Wochen auf dem Schlosse Dornburg im Saalthale. Am 14. Februar 1830 starb auch die verwitwete Großherzogin, der er nach dem Austoben der Sturm- und Drangperiode ebenfalls ein inniger Freund geworden war. Goethe war gefaßt, aber

betrübt. „Ich muß mit Gewalt arbeiten", sagte er, „um mich oben zu halten, und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so theuren Gegenstande nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt." Aber es war ihm ein noch schrecklicherer Schlag vorbehalten: der Tod seines einzigen und geliebten Sohnes zu Rom im Oktober 1830. Er nahm jedoch alle Kraft zusammen, um auch diesen Schmerz mit Fassung zu tragen. „Es scheint", schreibt er an Zelter, „als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, sondern aus Draht zusammengeflochten." Gegen Dr. Vogel äußerte er: „Daß die Eltern vor den Kindern sterben, ist in der Ordnung; unnatürlich aber ist, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird." Doch hatte die Gemüthserschütterung schon zu Ende des November eine Krankheit zur Folge, von der er zwar bald wieder genas, die aber doch das Vorgefühl seines eigenen Endes in ihm erweckte. „Ich traue dem Landfrieden nicht", schrieb er an Zelter, „und befleißige mich, das Haus zu bestellen." Uebrigens berichtet sein Arzt: „Stellten sich auch Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Gliedmaaßen, Mangel an Gedächtniß für die nächste Vergangenheit, zeitweise Un-

fähigkeit, das Gegebene in jedem Augenblicke mit Klarheit schnell zu übersehen, und Schwerhörigkeit bei ihm immer merklicher ein, so genoß er doch, und zumal im Vergleich mit andern Greisen seines Alters, noch einer solchen Fülle von Geistes- und Körperkraft, daß man sich der frohen Hoffnung, er werde uns noch lange durch seine Gegenwart erfreuen, mit Zuversicht hingeben durfte." Mit der treuesten Sorgfalt widmete sich die verwitwete Schwiegertochter seiner Pflege; sie entsagte den geselligen Verbindungen, und war beständig um ihn. Seinen Geburtstag feierte er im Jahre 1831 mit einer einfachen Festlichkeit in Ilmenau. Als ihm bei einem Gange zu dem Breterhäuschen auf dem Gickelhahn das 1783 daselbst an die Wand geschriebene Nachtlied *) in die Augen fiel, sagte er unter Thränen: „Ja, warte nur! balde ruhest du auch!" Vom Tod und namentlich von der 1831 zum ersten Male nach Deutschland gekommenen Cholera durfte man ihm jedoch in dieser letzten Zeit nicht sprechen.

Den letzten Winter (1831 auf 1832) verlebte er gesund, meist mit den Naturwissenschaften und mit Betrachtung seiner Kunstsammlungen beschäftigt. Am 16. März 1832 jedoch konnte er, wahrscheinlich in Folge einer Erkältung, das Bett nicht verlassen; Fie-

---

*) Siehe das 55. Kapitel.

ber und Schwäche stellten sich ein. In den folgenden Tagen ging es etwas besser; am 17. diktirte er einen Brief an Alexander von Humboldt, wohl den letzten, der von ihm ausging, und konnte sogar am 19. den ganzen Tag außer Bett zubringen. In der Nacht aber nahm die Krankheit eine andere Gestalt an; er empfand Kälte, heftigen Schmerz und Beklemmung der Brust, und am Morgen des 20. war er so krank, daß der Arzt seine Auflösung fürchtete. Doch erholte er sich wieder, und unterzeichnete in seinem Lehnstuhl noch mit zitternder Hand eine Anweisung zur Unterstützung einer jungen weimarischen Künstlerin, das letzte Mal, daß er seinen Namen schrieb. Am 21. verminderten sich die Schmerzen noch mehr, doch schritten die Symptome der Auflösung sichtbar vor. Er saß ruhig im Lehnstuhl, und antwortete auf Fragen, die man an ihn richtete. Auch blätterte er in einem Buche, fühlte sich aber zum Lesen zu schwach. Ueber das Porträt der Gemahlin des französischen Gesandten zu Weimar sagte er: „Nun, den Künstler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat.“ Am Abend ließ er sich das Verzeichniß Derer geben, die sich im Lauf des Tages nach seiner Gesundheit erkundigt hatten, und bemerkte, man müsse die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund werde. Die Nacht verbrachte

er im Lehnstuhl, und äußerte gegen seinen wachenden Kopisten: „Halten Sie nur treulich bei mir aus; es kann doch nur noch ein paar Tage dauern.“ Nach der Ansicht des Arztes hatte er kein Vorgefühl des Todes; noch am folgenden, seinem Sterbetage, sagte er seiner Schwiegertochter, der April bringe auch manche schöne Tage, dann wolle er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken.

Am Morgen des 22. März ließ er sich mehrmals im Lehnstuhle aufrichten, um in sein Studirzimmer zu gehen, mußte sich jedoch aus Mattigkeit wieder setzen. Außer den hilfeleistenden Bedienten und dem Arzte waren nur die Schwiegertochter und die Enkel um ihn; Freunde und selbst den Großherzog ließ der Arzt nicht mehr vor. Häufig war der Name Ottilie auf den Lippen des Kranken. Er phantasirte bisweilen, und fragte z. B. beim Anblick eines Stücks Papier auf dem Boden, warum man denn Schillers Briefwechsel hier liegen lasse? In seinem Halbschlummer war er mit angenehmen Bildern beschäftigt. „Seht“, sprach er ein Mal vor sich hin, „seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Kolorit — auf dunkelm Hintergrunde.“ Die Sprache wurde jedoch immer mühsamer und undeutlicher, und die Kraft der Sinne nahm ab. Die letzten verständlichen Worte richtete er an den Diener:

„Macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme.“ Mit dem Zeigefinger der rechten Hand malte er noch öfters Zeichen und Buchstaben in die Luft. Um halb zwölf Uhr Vormittags drückte er sich endlich in die linke Ecke des Lehnstuhls, und entschlummerte so sanft und schmerzlos, daß die Umstehenden nicht sogleich die Gewißheit seines Hinscheidens hatten.

Das war das Ende eines langen, glücklichen, ruhmvollen und folgenreichen Dichterlebens, wie die Geschichte kein zweites aufzuweisen hat.

Der Leichnam blieb im Tode unentstellt, „Hoheit und heitere Würde“ auf dem Gesichte. Der Sarg wurde nach der Zeichnung angefertigt, die Goethe für Schillers Ueberreste entworfen hatte. Die Bestattung fand am 26. März 1832 statt. Neben Schiller, Karl August und Louise ruhen die Gebeine Goethe's in der Fürstengruft zu Weimar.

Allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleih'n.

Schluß.

Inhalt.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Moderne Klassiker deutsche Literaturgeschichte der neueren Zeit in Biographien, Kritiken und Proben ; mit Portraits

Bd.: 26

Leipzig 1854